III. Jahrgang Nov. – Dez. 1928 Heft 2/3

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Nacktheit und Erziehung

Landauer: Entweder-Oder. Zur Frage des Sich-Zeigens / W. Reich: Wohin führt die Nackterziehung? / Zulliger: „Nackte" Tatsächlichkeiten / E. Sterba: Nacktheit und Scham / Günther-Grude: Aufklärung und Nacktheit / Meng: Zur Nacktkultur / Christa Scheulen: Nacktheit / Pipal: Kindliche Schaulust / A. Reich: Zur Sexualaufklärung / Angel: Kinderbeobachtung

---

K. Müller-Braunschweig: Triebleben und Charakter. Über die Bedeutung der Psychoanalyse für die Erziehung

Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik
Wien, In der Börse

Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik

Erscheint monatlich

Unter Mitwirkung von August Aichhorn (Wien) / Lou Andreas-Salomé (Göttingen) / Siegfried Bernfeld (Berlin) / Marie Bonaparte (Paris) / Mary Chadwick (London) / M. D. Eder (London) / Paul Federn (Wien) / S. Ferenczi (Budapest) / Anna Freud (Wien) / J. K. Friedjung (Wien) / Albert Furrer (Zürich) G. H. Graber (Bern) / E. Hitschmann (Wien) / Wilh. Hoffer (Wien) / K. Landauer (Frankfurt a. M.) / Barbara Low (London) / C. Müller-Braunschweig (Berlin) / O. Pfister (Zürich) / J. Piaget (Neuchâtel) / Wilh. Reich (Wien) / Theodor Reik (Berlin) / Vera Schmidt (Moskau) / A. J. Storfer (Wien) / Alfhild Tamm (Stockholm) / Fritz Wittels (Wien) / M. Wulff (Moskau) / H. Zulliger (Ittigen-Bern) herausgegeben von

Dr. Heinrich Meng und Prof. Dr. Ernst Schneider
Arzt in Stuttgart in Stuttgart

12 Hefte jährlich: M. 10·— (schweiz. Frk. 12·50). Der Jahrgang beginnt im Oktober

Einzelheft M. 1·— (schweiz. Frk. 1·25) / Doppelheft M. 2·— (Frk. 2·50)

Alle geschäftlichen Zuschriften sind zu richten an den

„Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik"

Wien, In der Börse

alle für die Schriftleitung bestimmten Zuschriften, Manuskripte, Rezensionsexemplare an

Dr. med. Heinrich Meng, Stuttgart, Sonnenbergstraße 6 D, oder an

Prof. Dr. Ernst Schneider, Stuttgart, Im Kienle 28

Zahlungen für die „Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" können geleistet werden durch Postanweisung, Bankscheck oder durch Einzahlung auf eines der

Postscheckkonti des „Internationalen Psychoanalytischen Verlages in Wien".

Postscheckkonto	Jahresabonnement	Postscheckkonto	Jahresabonnement
Leipzig 95.112	*M. 10·—*	*Budapest 51.204*	*P 13·60*
Zürich VIII, 11.479	*Frk. 12·50*	*Zagreb 40.900*	*Din. 136·—*
Wien 71.633	*S 17·—*	*Warszawa 161.256*	*Zl. 21·70*
Paris C 1100.95	*Fr. 60·—*	*Riga 36.93*	*Lat. 12·50*
Prag 79.385	*Kč 80·—*		

Einbanddecken zum I. sowie zum II. Jahrgang in Halbleder können vom „Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik" zum Preise von je Mark 3·20 (schw. Frk. 4·—) bezogen werden. — Preis des I. sowie des II. Jg. in Halbleder geb. je M. 13·60 (schw. Fr. 17·—)

Das nächste Heft (III. Jg., Heft 4) erscheint im Januar 1929 und wird u. a. folgende Beiträge enthalten:

Friedjung: Der Schularzt / Hofmann: Äußerungen des Ödipuskomplexes und des Kastrationskomplexes / Sadger: Aus dem Sexualleben eines Jungen vom 4. bis 18. Lebensmonat / Galant: Das Traumleben der Onanisten / Pipal: „Wir Mädchen müssen viel Unrecht ertragen" / Jordan: „Klassenkämpfe" in der Schule / Riese: Bericht über den Kopenhagener Kongreß für Sexualreform.

ZEITSCHRIFT FÜR PSYCHO-ANALYTISCHE PÄDAGOGIK

III. Jahrg., H. 2/3 — Sonderheft „Nacktheit und Erziehung" — Nov.–Dez. 1928

Entweder – Oder

(Zur Frage des Sich-Zeigens)

Von Dr. med. Karl Landauer, Frankfurt a. M.

Heft 10 des zweiten Jahrganges bringt folgende Frage eines Lesers: „Ist es ratsam, daß sich Eltern ihren kleinen Kindern unbekleidet zeigen? Oder besser nur die Mutter dem Mädchen, der Vater dem kleinen Sohne? Oder besser gar nicht!" Der Anfragende glaubt wohl, daß er erschöpfend gefragt hat, alle Möglichkeiten in seiner Frage angedeutet habe. Sehen wir uns darauf einmal die Erfahrungen der täglichen analytischen Praxis an:

Jeder, der mit Neurotikern zu tun hat, wird sich an Fälle erinnern, wo Knaben (ich nehme sie als Beispiel) einen tiefen, lebensbestimmenden Eindruck aus dem Schauen nackter Eltern und namentlich ihrer Geschlechtsteile davongetragen haben. So sieht ein Kind das ihm übergroß erscheinende Genitale des Vaters und bewundert dessen Größe. Es wird ihm (natürlich muß dies nicht sein — die hier gebrachten Reaktionen sind nur Möglichkeiten) zum Exponenten seiner Schwäche und Minderwertigkeit, seiner Unzulänglichkeit, jemals mit dem Vater, mit dem Erwachsenen, in Wettkampf zu treten. Es wird ihm zur Bestätigung, daß es durch seine Selbstbefriedigung sich nicht wieder gutzumachendes Unglück zugefügt hat, mit anderen Worten: das Betrachten des väterlichen Genitales wird ihm zur Bestätigung der Kastrationsdrohung. Aber wie gesagt: Der Knabe bewundert auch das Genitale des Vaters, dessen imponierende Größe. Und aus der Bewunderung erwächst in manchen Fällen der Wunsch, Liebesobjekt des Vaters zu werden, an der Mutter Stelle zu treten, Frau zu sein. Nicht gar selten nimmt die Homosexualität von einem derartigen Erlebnis ihren Ausgangspunkt. Zumal, da vor diesem gewaltigen Genitale eine Scheu und vor seiner schmutzigen Umgebung — die Behaarung, namentlich wenn sie dunkel ist, wird oft von dem Kinde als Unsauberkeit empfunden — ein Ekel entstehen kann. So wie der Vater ist, will der Knabe nicht werden.

Dasselbe gilt von der Betrachtung des Genitales der Mutter. Ein dauernder Ekel vor dem weiblichen Genitale und spätere Impotenz kann die Folge sein. Vor allem ist es aber auch der Anblick des weiblichen Genitales und speziell desjenigen der Mutter, der in dem Knaben die furchtbare Gewißheit aufkommen lassen kann, daß eine Kastration möglich ist. Bis zu dem Moment, da er ein penisloses Geschöpf sah, stellte er sich alle Menschen und besonders auch die Mutter mit einem Penis begabt vor. Der Hermaphrodit ist nicht nur ein Phantasieprodukt der griechischen Sage und anderer Mythologien, sondern spielt im Unbewußten fast jedes Menschen eine große Rolle, und erst vor kurzem hat F r e u d seine Bedeutung für das Zustandekommen des Fetischismus und der Homosexualität wieder betont. Da es keine Wesen ohne Penis gibt, so hat der kleine Knabe auch die Drohung, man könnte ihn seines Gliedes berauben, nicht ernstgenommen. Jetzt steht er vor der furchtbaren Gewißheit, daß Penislosigkeit möglich ist. Also kann auch er den Penis verlieren. Die Kastrationsdrohung mit all ihren schlimmen Folgen — sie ist eine notwendige Voraussetzung der Neurosen — wird durch den Anblick der penislosen Mutter wirksam, so sehr, daß man oft kurz sagen kann: der Anblick des weiblichen Genitales, namentlich des der Mutter, ist d i e Kastrationsdrohung.

Da aber die Kastration für den Knaben die Folge einer Schuld ist, nämlich der Übertretung des Verbotes, an seinem Genitale zu spielen, so ist auch die Kastration der Mutter und überhaupt der Frau die Folge eines schuldhaften Vorgehens. Bei der Mutter doppelt schuldhaft, da sie von dem Knaben den Lustverzicht verlangt. Sie lügt also auch noch, wenn sie die Forderung aufstellt und so tut, wie wenn ihre Übertretung ekelhaft sei, selbst aber das gleiche getan hat und vielleicht noch tut. Die Frau ist schlecht, alle Frauen sind minderwertig: das ist gar nicht selten das Resultat der Beaugenscheinigung des mütterlichen Genitales.

Auch die Besichtigung der sekundären Geschlechtsmerkmale der Mutter kann von üblen Folgen für den Knaben sein: Sehen wir ganz ab von der nur allzuleicht eintretenden Unfähigkeit, ein anderes Liebesobjekt zu erwerben, weil die Mutter so schön war, daß man nur sie will, oder umgekehrt, weil die Mutter so häßlich erschien, daß alle Frauen nun Ekel erwecken; zahllose Neurosen und Perversionen nehmen vor hier ihren Ausgang.

Also scheint es nach dem Gesagten klar, daß sich die Eltern ihren kleinen Kindern nicht unbekleidet zeigen dürfen, wollen sie nicht einen schweren, oft dauernden Schaden erzeugen. Und dies gilt sowohl für den gleichgeschlechtlichen wie den anderen Elternteil. Aber trotzdem ist die Frage falsch formuliert, wenn als die andere Möglichkeit gesagt wird: gar nicht. Denn diese zweite Möglichkeit ist nicht so gar verschieden von der ersten: Zuvörderst ist sie praktisch gar nicht durchführbar. Kinder schleichen sich während des Umziehens der Eltern irgendwie in das Zimmer oder sehen diese während des Schlafes, da hiebei die Eltern sich oft unwillkürlich

aufdecken. Gar nicht selten auch entblößen die Kinder die schlafenden Eltern. Diese müssen dazu nicht etwa berauscht sein, wie es die Sage von Noah berichtet. Eine sehr häufige Gelegenheit, die Eltern nackt zu sehen, sind auch Ausflüge, bei denen Eltern eine Notdurft verrichten. In nicht wenigen Analysen von mir spielen auch Landaufenthalte oder flüchtige Besuche in Städten, wo ein Hotelzimmer mit den Eltern geteilt wurde, eine Rolle. Auch das Bad gibt Gelegenheit, das sonst krampfhaft Verhüllte zu sehen. Diesen Ereignissen aber haftet dann für das Kind stets der Makel des Unerlaubten an. Schauen und gar darüber Lust empfinden wird zur Schuld. Das Schauen wird nun wichtig, mit einem Übermaß zwiespältiger Gefühle besetzt, wird überwertig. Auch kann das Schuldgefühl den Verdrängungsmechanismus mit all seinen schlimmen Folgen in Gang setzen.

Demgegenüber steht die dritte Möglichkeit, an die der Frager gar nicht gedacht zu haben scheint: Die Eltern brauchen sich weder ausdrücklich zu zeigen noch ausdrücklich das Schauen zu verwehren. Überhaupt kann das Schauen, speziell das Beschauen fremder oder auch des eigenen Genitales, als gleichgültige Angelegenheit hingenommen werden; und es wird wenigstens moralisch gleichgültig, da ja weder Gebot noch Verbot besteht. Natürlich können auch dann Schwierigkeiten erwachsen, da ein ererbter Mechanismus der Scham zu existieren scheint. Wenn jedoch zwischen Eltern und Kindern das wünschenswerte Verhältnis besteht, daß diese ihre Gedanken frei aussprechen können, so gelingt es leicht, das Erlebnis zu erledigen, während es durch Nichtbesprechen oder gar dadurch, daß das Kind meint, seine Gedanken und sein Schautrieb seien sündhaft, in die größten Schwierigkeiten kommen kann.

Dies Beispiel einer Frage scheint mir von prinzipieller Bedeutung: Nur zu leicht verfällt man in den Fehler, entweder — oder zu sagen, und vergißt, daß sowohl das Entweder wie das Oder von schlimmen Folgen sein kann und daß es deshalb beides zu vermeiden gilt, daß es außer dem Entweder und dem Oder oft noch andere Lösungsmöglichkeiten gibt, die vielleicht gerade die richtigen sind. Bei oberflächlicher Kenntnisnahme analytischer Erfahrung kommt man gar zu leicht dazu, über bisherige Erziehungsmaßnahmen den Stab zu brechen und ihr Gegenteil anzustreben, und vergißt dabei, daß die Gegensätze sich nirgends so berühren, wie gerade im Psychischen. Hat man dann aber mit dem gegenteiligen Verfahren die nämlichen Resultate gesehen wie mit dem ursprünglichen, hat man also mit anderen Worten seine Kenntnis von der Vielgestaltigkeit des Lebens mit Hilfe der Psychoanalyse erweitert, so lernt man erst, richtige Fragen zu stellen, die Probleme da zu sehen, wo sie sind. Ob sie dann heute schon beantwortet werden können, wie es in diesem Falle möglich war, das ist eine weitere Frage.

Die Art der Fragestellung führt uns zu dem, was ich wenigstens für die wesentlichste Erkenntnis, welche die Pädagogik von der Psychoanalyse gewinnen kann, halte: Frühere Erziehungslehren kannten feste Normen,

die ein für allemal gültig waren. Man hatte einen Katechismus. Der Erzieher wußte kraft der Tatsache, daß er Erzieher war, was in jedem Falle zu tun sei. Oder wenigstens glaubte er, daß er dies wissen müsse, und daß es eine Schande sei, daß er es in dem oder jenem Fall nicht wüßte. Um seine Autorität nicht zu gefährden, mußte er wenigstens so tun, wie wenn er alles wüßte. So entstand in ihm, als er noch Kind war, der Begriff des Erwachsenen. Und so übertrug er seinem Zögling diesen kindlichen Begriff des Erwachsenen. Die Folge davon war, daß das Kind sich nicht zu denken getraute und auch dann sich nicht zu denken getraut, wenn es nunmehr Erwachsener, Erzieher geworden ist. Es glaubt wiederum, ohne einen Katechismus nicht auskommen zu können, diesmal für seine Zöglinge. Die Psychoanalyse deckt im Erzieher seine ganze Kindlichkeit auf, vor allem aber auch die so erfreuliche Neugier für die Ereignisse der Außenwelt und die Fähigkeit, sich ihnen ständig neu anzupassen. Wenn sich der Frager gestattet, auch dem Kinde gegenüber gestattet, unwissend zu sein und durch das Kind über die Reaktionsmöglichkeiten belehrt zu werden, so wird er und das Kind sich sehr viel Leid ersparen und viel Freude gewinnen.

Wohin führt die Nackterziehung?

Von Wilhelm Reich (Wien)

Die Krisenhaftigkeit der heutigen Erziehung im allgemeinen und der Sexualerziehung im besonderen hat auch die Frage in den Vordergrund gerückt, ob man die Kinder an den Anblick des nackten menschlichen Körpers, genau gesprochen, der menschlichen Genitalien, gewöhnen soll oder nicht. Zwar ist man sich darüber einig, — zumindest in Kreisen, die nicht allzu unmittelbar unter dem Einfluß der Kirche stehen, — daß das sexuelle Heimlichtun unendlich mehr schadet als nützt; zwar besteht auch der redliche und energische Wille, die trostlosen Zustände in der Erziehung zu beheben, aber es existieren zweifellos auch schwere Widersprüche und Hemmnisse innerhalb der Gruppe der Erziehungsreformer, an denen, wie mir scheint, zweierlei Gründe deutlich zu unterscheiden sind: solche subjektiver (individueller) und solche gesellschaftlicher Natur. Der Aufforderung, als psychoanalytischer Arzt einen Beitrag zum Problem der Nackterziehung zu liefern, glaube ich am besten zu entsprechen, wenn ich mich auf die Diskussion einiger grundsätzlicher Schwierigkeiten beschränke, die sich schon mit der Aufstellung des Zieles „Nackterziehung“ ergeben.

Zunächst die individuellen Schwierigkeiten. Die Freudsche Trieb-

lehre, die durch Erforschung der kindlichen Sexualität sich ergeben hat, behauptet, daß der Sexualtrieb in der Kindheit in eine Reihe von sogenannten Partialtrieben zerfällt, die zwar miteinander verbunden sind und in ihrer Stärke von den Schicksalen der einzelnen Triebe abhängen, aber dennoch jeder für sich nach Befriedigung streben. Unter diesen Partialtrieben kennt man besonders gut auch den Schautrieb und die Zeigelust, deren Triebziel das Betrachten, bzw. das Zeigen erotisch betonter Körperteile, insbesondere der Geschlechtsorgane, ist. Dieser Trieb pflegt unter den Erziehungsbedingungen, wie sie heute fast durchwegs gegeben sind, sehr bald der Unterdrückung zum Opfer zu fallen. Das Kind macht rasch die Erfahrung, daß es weder seine Geschlechtsorgane zur Schau stellen noch die von anderen Personen betrachten darf, und entwickelt daraus zweierlei Empfindungen: Erstens die, etwas streng Verpöntes zu tun, wenn es seinem Verlangen dennoch nachgibt, wobei es Schuldgefühle produziert; zweitens bekommt mit den verhüllten und tabuierten Genitalien alles Sexuelle einen mystischen Charakter, und dementsprechend verwandelt sich die ursprünglich natürliche Schaulust in lüsterne Neugierde. Um sich dem Konflikt zwischen Schaulust und Schauverbot zu entziehen, muß das Kind den Antrieb verdrängen. Je nach dem Umfang und dem Grad der Verdrängung wird entweder die Scheu und Schamhaftigkeit oder die Lüsternheit stärker entwickelt. Gewöhnlich bestehen beide nebeneinander, wodurch an die Stelle des alten ein neuer Konflikt tritt. Für die weitere Entwicklung gibt es zwei extreme Möglichkeiten: Entweder das Entstehen einer Schädigung des Liebeslebens und neurotischer Symptome durch Beibehalten der Verdrängung der Zeigelust oder aber Entstehen einer Perversion, des Exhibitionismus. Welcher von den beiden möglichen Ausgängen sich ergibt, läßt sich nie mit Sicherheit voraussagen. Die Entwicklung einer weder das soziale Sein noch das subjektive Befinden störenden Sexualstruktur aus der sexualverneinenden Erziehung ist fast nur Sache des Zufalls und des Zusammenspiels vieler anderer Faktoren, wie Schicksale der Pubertät, Lösung von der elterlichen und teilweise Überwindung der gesellschaftlichen Autorität, vor allem aber die Findung eines Weges zu einem gesunden Geschlechtsleben.

Wir sehen also: Die Unterdrückung der Schau- und Zeigelust führt zu Resultaten, die kein Erzieher für wünschenswert halten kann.

Die bisherige Sexualerziehung geht durchwegs von negativen Wertungen der Sexualität und von ethischen, nicht hygienischen Argumenten aus. Ihr Ergebnis sind Neurosen und Perversionen. Die Nackterziehung verneinen, heißt implizite der üblichen Sexualerziehung beistimmen, denn jene ist von dieser nicht getrennt zu behandeln. Die Nackterziehung hingegen bejahen und im übrigen die Sexualerziehung und die Erziehungsziele unangetastet lassen, hieße einen Widerspruch setzen, der von vornherein jeden praktischen Versuch entweder illusorisch machen oder aber den Zögling in noch schwierigere Situationen bringen würde. Ein Kompromiß

aber auf dem Gebiete der Sexualerziehung ist aus der dem Sexualtrieb immanenten Gesetzmäßigkeit kaum möglich. Daß man, ehe man die Frage der Nackterziehung überhaupt stellt, sich zunächst eindeutig für Sexualbejahung oder Sexualverneinung, gegen die herrschende Sexualmoral oder für sie entscheidet, daß man zumindest erkennt, daß ohne eine derartige Klarheit über die eigene Stellung zur Sexualfrage jede Diskussion fruchtlos wird, ist die Voraussetzung für eine Verständigung in diesen Dingen. Wohin aber eine solche Klärung der Voraussetzungen führt, soll hier gezeigt werden.

Wir nehmen also an, daß wir die sexualverneinende Erziehung wegen der gesundheitlichen Gefahren ablehnen, uns also für das Gegenteil, die sexualbejahende Erziehung, entscheiden. Man wird dann vielleicht sagen, das sei gar nicht so gefährlich, man erkenne den Wert der Sexualität an und müsse nur die Sublimierung der Sexualität fördern. Darum handelt es sich hier aber gar nicht. Nicht um die Sublimierung geht es, sondern um die ganz konkrete Frage, ob die Geschlechter ihre Scheu, die Genitalien und die übrigen erotisch betonten Körperstellen zu entblößen, verlieren sollen oder nicht; noch konkreter, ob Erzieher und Zöglinge, Eltern und Kinder, Badende und Spielende nackt oder in Schwimmgewändern vor einander erscheinen sollen, ob das Nacktsein zur Selbstverständlichkeit werden soll. Wer die Selbstverständlichkeit des Nacktseins beim Baden, Spielen usw. bedingungslos anerkennt, — und eine bedingte Bejahung hat ihren Platz nur in den derzeit immer gehäufter auftretenden Vereinen für Nacktkultur, — wer also nicht Inseln in der gesellschaftlichen Moral, sondern Allgemeinheit der Nackterziehung erstrebt, wird die Beziehung der Nacktheit zum übrigen Sexualleben prüfen und sich entscheiden müssen, ob auch die Konsequenzen solcher Bestrebungen — sehen wir zunächst von ihrer Durchführbarkeit ab — in der Richtung seiner Absichten liegen.

Die psychoanalytische Erfahrung lehrt, daß Sexualunterdrückung krank, pervers oder lüstern macht. Erfahrungen über eine gegenteilige Erziehung liegen nicht vor. Aber versuchen wir, die Bedingungen und Folgen einer sexualbejahenden Erziehung zu erraten. Zeigt man dem Kinde gegenüber keine Scham hinsichtlich der Genitalien, so wird es zwar keine Schüchternheit und Lüsternheit produzieren, es wird aber sicher, nachdem seine sexuelle Neugierde befriedigt und daher herabgesetzt wurde, auch seine sexuelle Wißbegierde befriedigt haben wollen. Man wird ihm das schwer abschlagen können, denn sonst würde ein weit schwererer Konflikt gesetzt, und das Kind hätte weit mehr Mühe, zu verdrängen. Überdies bestünde die Gefahr der Perversion in höherem Maße. Man dürfte dann natürlich auch nichts gegen die Onanie einzuwenden haben — die man ja längst in der Analyse als harmlos erkannt hat — und dem Kinde könnte dann auch der Vorgang der Zeugung nicht unerklärt bleiben. Um die Forderung des Kindes, diesen Vorgang auch zu sehen, könnte man sich herumdrücken,

wenn die Beziehungen so sind, daß man das Kind leiten kann. Das würde aber zweifellos bereits eine Einschränkung der Sexualbejahung bedeuten, denn was könnte man einem zynischen Sexualethiker erwidern, der nun fragte, warum denn das Kind den Geschlechtsverkehr nicht sehen sollte. Belauscht habe ihn ja fast jedes Kind, auch der bestsituierten Familie, wie die analytische Erfahrung behauptet, also warum nicht auch sehen dürfen? Und in besondere Verlegenheit könnte uns unser Sexualethiker versetzen, wenn ihm die Frage einfiele, was denn gegen das Mitansehen des Aktes vom Standpunkt des Kindes, das diesen Vorgang oft auf der Straße zwischen Hunden sich abspielen sehen kann, einzuwenden wäre, wenn man es folgerichtig auch darüber aufgeklärt hat. Wir müßten dann, hätten wir den Mut, ehrlich zu sein, bekennen, daß wir ein Argument dagegen nicht anzuführen wissen, es sei denn ein ethisches — was ja wieder die Position unseres Gegners der Nackterziehung stärken würde, oder wir brächten den Heroismus auf, zuzugeben, daß wir ja gar nicht im Interesse des Kindes, sondern in dem unseres Strebens nach ungestörter Lust handeln, wenn wir es nicht zusehen lassen wollen. So in die Enge getrieben, bliebe uns nur die Alternative, entweder uns wieder zur Sexualethik — die ja notwendigerweise immer sexualverneinend sein muß, weil eine sexualbejahende Ethik nicht prinzipiell aber de facto eine contradictio in adjecto ist — zu bekehren, oder aber an die heikelste aller Fragen, die nach der Stellung zum Geschlechtsverkehr, heranzutreten. Wenn wir uns aber dazu entschließen, müßten wir uns dessen vergewissern, daß die Staatsanwaltschaft nichts davon erfährt, die dann unweigerlich den Sittlichkeitsparagraphen in Anwendung brächte.

Wer nun behaupten will, daß wir übertreiben, den bitten wir, ein Stück weit noch mit uns zu gehen, um sich zu überzeugen, daß die Nackterziehung — sachlich und sinnvoll durchgeführt — vorläufig Erzieher und Zögling in den Kerker führt.

Nehmen wir, eine Konzession machend, an, wir hätten das Kind in *unserem* geschlechtlichen Interesse davon abgebracht, den Geschlechtsakt mitansehen zu wollen, so würden wir uns in unlösbare Widersprüche verwickeln und alles, was wir begonnen und mühselig erarbeitet haben, sofort über Bord werfen, wenn wir auf die unausweichliche Frage des Kindes, wann es dasselbe werde machen können, nicht eine strikte und der Wahrheit entsprechende Antwort gäben. Es hat ja erfahren, daß die Kinder im Leibe der Mutter wachsen, hat auch sehr gut verstanden, daß zu diesem Zwecke der Vater sein Lulu oder Wipfi in das Locherl der Mutter gesteckt hat. und wenn die Eltern mutig waren, haben sie ihm auch mitgeteilt, daß das „gut ist", so wie wenn es mit seinem Lulu spielt. (Man vergesse nicht, daß wir sinnvoll, das heißt konsequent, und nicht sinnlos handeln wollen, wenn wir aufklären!) Wenn es das aber weiß, dann werden wir es vielleicht nur für kurze Zeit aufs „Großsein" vertrösten können; kommt es in die Pubertät, treten geschlechtliche Erregungen,

Erektionen, Samenergüsse, bzw. Menstruation auf, so wird es sicher den Wechsel einfordern, den man ihm in der Kindheit ausgestellt hat. Wollten wir dann hinauszuschieben trachten, so träte unser Sexualethiker, der uns unbedingt ad absurdum führen will und dem das sehr gut gelingt, auf mit der folgerichtigen Frage, die nur ironisch klingen würde, was wir denn gegen den Geschlechtsakt in der Zeit der Sexualreife einzuwenden hätten. Er wird sich mit gutem Recht darauf berufen, daß im Industrieproletariat, soweit es nicht von kirchlicher und bürgerlicher Moral durchdrungen ist, und in der Bauernschaft der Beginn des Geschlechtslebens mit der vollen Sexualreife, also etwa im 15. oder 16. Lebensjahr, zu den Selbstverständlichkeiten gehört. Wir werden uns zweifellos bei dem Gedanken, daß unsere Söhne und Töchter mit 15 oder 16 Jahren, vielleicht sogar schon früher, auf dem Recht ihres natürlichen Sexualverlangens beharren könnten, peinlich berührt fühlen und werden nach einigem Zögern der Verlegenheit nach Argumenten für eine nicht sehr aussichtsreiche Position suchen. Es wird uns etwa das Argument der „kulturellen Sublimierung" einfallen: Askese in der Pubertät sei notwendig für die geistige Entwicklung. Man werde halt die Jugend (die bisher in zwangloser Körperlichkeit aufgewachsen ist!) vernünftig zu beeinflussen trachten, ihnen die Enthaltsamkeit „eine Zeitlang" in ihrem eigenen Interesse empfehlen. Unser boshafter und gut orientierter Sexualethiker wird aber zwei Argumente ins Feld führen, denen wir nicht mehr gewachsen sein werden. Erstens, das mit der Askese stimme nicht, denn es gäbe Sexuologen und Analytiker, die ernstlich behaupten, daß fast 100 Prozent aller Puberilen onanieren, und er könne den prinzipiellen Unterschied zwischen Sexualakt und Onanie nicht sehen. Im Gegenteil, die Onanie erledige nicht nur die sexuelle Spannung unter gewöhnlichen Bedingungen genau so wie der Sexualakt, sie sei sogar mit unendlich mehr Konflikten verknüpft als dieser, also sicher noch störender. Zweitens, — wird er im Anschluß daran mit Recht einwenden, — wenn die Behauptung über die Ubiquität der Onanie richtig sei, so könne auch die These von der Notwendigkeit der Askese für die geistige Entwicklung nicht stimmen. Er habe auch einen Analytiker behaupten gehört, daß nicht die Onanie, sondern im Gegenteil ihr Ausbleiben in der Kindheit und Pubertät ein schwer pathologisches Zeichen sei, und daß man noch nicht habe feststellen können, daß die asketisch lebenden Puberilen auf die Dauer auch die geistig regsameren wären, ja das Gegenteil hievon, so behaupten einige, sei wahr. Uns könnte bei dieser Gelegenheit sogar einfallen, daß Freud einmal die allgemeine geistige Inferiorität der Frauen auf ihre größere sexuelle Denkhemmung zurückgeführt und ebenso behauptet hat, daß das sexuelle Leben vorbildlich sei auch für die soziale Leistung. Den blitzartigen Gedanken, daß Freud geirrt haben könnte, werden wir aufgeben, wenn wir auf unsere analytische Praxis zurückblicken, die keinen Zweifel darüber läßt, daß nicht die befriedigte, sondern die unbefriedigte Sexualität die geistige Leistung stört.

Und auf die paar schlechten Gedichte, die bei Askese gelegentlich entstehen, kommt es doch nicht an.

Nunmehr intellektuell überzeugt, werden wir uns auf die Motive unserer haltlosen Argumentation besinnen und dabei allerlei interessante und für uns nicht sehr angenehme Tendenzen finden, Tendenzen, die zu unserer Überraschung gar nicht recht zu unseren Nackterziehungsbestrebungen passen wollen. Unser Argument von der geistigen Entwicklung wird sich als Rationalisierung einer unbewußten Scheu entpuppen, der Sexualität ihren natürlichen Lauf zu lassen. Das werden wir unserem Ethiker wohlweislich verschweigen, ihm aber aufrichtig die Nichtigkeit unserer Argumente zugeben und ein ernsteres vorbringen. Was soll denn mit den Kindern geschehen, die diesen ersten Verbindungen entstammen werden? Es bestehe doch keinerlei wirtschaftliche Möglichkeit, sie aufzuziehen. Verwundert wird unser Gegner fragen, warum wir denn nicht alle Schulkinder in der Pubertät über den Präventivverkehr aufklären wollen. Eine Vision des Kuppeleiparagraphen wird uns wieder auf den Boden der Wirklichkeit, der gesellschaftlichen Realität, stellen. Dabei wird uns noch allerhand einfallen, wie daß wir zum Beispiel mit unseren Bestrebungen der Nackterziehung, sexuellen Aufklärung — nicht über die Befruchtung der Blumen, sondern der M e n s c h e n! — und anderen schönen Dingen mehr, einen Stein nach dem anderen aus dem ganzen Gebäude der bürgerlichen Moral zu ziehen im Begriffe sind, daß dann das Ideal der unberührt in die Ehe tretenden Jungfrau ebenso seinen Halt verliert wie das der Dauermonogamie und mit diesem das der Ehe überhaupt. Denn daß Menschen, die eine ernstzunehmende, kompromißlose, wissenschaftlich fundierte, das heißt wahre Sexualerziehung genossen haben, sich dem Zwang der heute herrschenden Sitte und Moral fügen, wird kein Vernünftiger behaupten wollen.

Triumphierend wird unser Ethiker, der uns dorthin gebracht hat, wo er uns haben wollte, fragen, ob wir denn glauben, daß sich irgendeine der Forderungen, die sich aus dem ersten ernsten Ansatz, der aufrichtigen Sexualerziehung, automatisch ergeben und innerhalb weniger Jahre ergeben werden, in der bestehenden Gesellschaft wird durchsetzen lassen, ja ob wir selbst uns Rechenschaft darüber gegeben haben, ob wir das alles auch für wünschenswert halten. Er wird wieder mit vollem Recht hinzufügen, er habe uns nur beweisen wollen, daß man alles lassen müsse wie bisher, die sexualverneinende Erziehung, die Sexualverdrängung, die Neurosen, die Perversionen, die Prostitution und die Geschlechtskrankheiten, wenn man, wie er von uns erwarte, die hohen Güter der Ehe, der Keuschheit, der Familie und die bürgerliche Gesellschaft unangetastet lassen will. Mancher Nacktheitsfanatiker wird darauf die Flucht ergreifen, und — er wird ehrlicher und bewußter handeln, rascher seinen wahren Standpunkt begriffen haben, als derjenige, welcher, um das Gefühl seiner Fortschrittlichkeit nicht zu verlieren, sich auf die Behauptung versteifen wird, das alles sei ja übertrieben, die Nackterziehung könne gar nicht solche Wirkungen haben, sie

sei gar nicht so bedeutungsvoll. Jetzt fragen aber wir: Wozu dann überhaupt die Anstrengung?

Das einzelne Elternpaar wird die Erziehung seiner Kinder nach seinem Geschmacke und seiner Überzeugung einrichten können. Die Eltern werden sich dabei bewußt sein müssen, daß sie bei konsequenter, wissenschaftlich gegründeter Sexualerziehung auf vieles werden verzichten müssen, was sonst Eltern an ihren Kindern hoch einzuschätzen pflegen, etwa Anhänglichkeit an die Familie lange über die Pubertät hinaus, ein nach den heutigen Begriffen „anständiges" Sexualleben der Kinder, Einflußnahme auf die lebenswichtigen Entscheidungen, nach bürgerlichen Begriffen gute Verheiratung der Töchter und anderes mehr. Die wenigen Eltern, die ihrer Überzeugung nach handeln und erziehen werden, verschwinden völlig in der Masse, haben vor allem keinen gesellschaftlichen Einfluß. Sie werden aber auch daran denken müssen, daß sie ihre Kinder schweren Konflikten mit der bestehenden Gesellschaftsordnung und -moral aussetzen, wenn auch vielleicht neurotische Konflikte dadurch erspart werden. Wer aber, mit dieser Gesellschaft unzufrieden, glaubt, durch Wirkung in großem Maßstabe, etwa in Schulen, am Bestehenden rütteln zu können, wird bald zu spüren bekommen, daß ihm entweder durch Entzug seiner Existenzbedingungen oder durch weit schärfere Maßnahmen (Psychiatrie oder Kerker) die Möglichkeit genommen werden kann, mit uns darüber zu diskutieren, ob seine Methode, die Gesellschaft zu ändern, auch die passende ist. Wir brauchen hier keine Beweise dafür anzuführen, daß die Gesellschaftsschichte, die am Bestehen der gegenwärtigen Ordnung materiell interessiert ist, wohl solche reformerische Bestrebungen duldet, ja fördert, die unwichtige Spielereien sind, daß sie aber sofort brutal wird und die ihr reichlich zu Gebote stehenden Mittel der Verhinderung anwendet, sobald es sich um ernste Absichten handelt, am Bestand ihrer materiellen und der dazugehörigen ideellen Werte zu rütteln.

Die Nacktheitserziehung und mit ihr die gesamte Sexualerziehung sind meiner Überzeugung nach ungemein ernste und weit folgenschwerere Probleme, als die meisten Sexualreformer wähnen. Und eben deshalb geht es auf diesem Gebiete gar nicht vorwärts, trotz aller Erkenntnisse und Mittel, die uns die Freudsche Sexualforschung und Kinderpsychologie zur Verfügung gestellt hat. Wir haben mit einem machtvollen gesellschaftlichen Apparat zu kämpfen, der vorläufig passive Resistenz leistet und bei der ersten ernsten Bestrebung unsererseits zur aktiven Resistenz übergehen wird. Und alles Zögern und Vorsichtigsein, alle Unentschiedenheit und Neigung zu Kompromissen in Fragen der Sexualerziehung läßt sich nicht nur auf die eigenen Sexualverdrängungen, sondern unbeschadet der Ehrlichkeit der pädagogischen Bemühungen auf die Scheu zurückführen, mit dem bürgerlichen Staatsapparat in ernsten Konflikt zu geraten.

„Nackte“ Tatsächlichkeiten

Von Hans Zulliger, Ittigen (Bern)

Antwort auf Frage Nr. 10 in Heft 10 des vorigen Jahrganges. Sie lautete: „Ist es ratsam, daß sich Eltern ihren Kindern unbekleidet zeigen? Oder besser nur die Mutter dem Mädchen, der Vater dem kleinen Sohn? Oder besser gar nicht?“

I

Die Frage, ob sich die Eltern ihren Kindern nackt zeigen dürfen, wird im Zeitalter der Nacktkultur in Erziehungsberatungsfällen von gewissenhaften Vätern und Müttern nicht selten gestellt.

Häufig ist jedoch die Frage anders als rein sachlich begründet. Vom psychoanalytisch orientierten Fachmann wird erwartet, daß er selbstverständlich aussage, das Sichnacktzeigen der Erwachsenen vor den Kindern habe nicht nur keinen schädigenden Einfluß, es sei eher dazu anzuraten aus Gründen der „Natürlichkeit“. Man sucht einfach — gewöhnlich in einem Streitfalle mit einem Partner, der in den meisten Fällen der anders meinende Gatte oder die gegenteilig urteilende Gattin ist — Bestätigung, und man erhofft von dem heimlich oder unheimlich als „Pansexualist“ verschrienen Psychoanalytiker entsprechende „wissenschaftliche“ Beweisführung als Unterlage seiner eigenen, weniger wissenschaftlichen und mehr affektiv bestimmten oder begründeten Ansicht.

Daß hinter einer, wenn auch pseudowissenschaftlich oder mit den Leit- und Grundsätzen einer „Bewegung“ unterlegten, positiven Einstellung zur Nacktkultur vor den Kindern affektive Motive versteckt sind, das zeigt sich einem jeden dann, wenn er nicht ohne weiteres auf die „lebensreformerischen“ Ansichten des jungen Ehemannes und Vaters X. oder seiner Gattin begeistert eingeht, sondern seine Bedenken äußert.

Das Sichnacktzeigen vor den Kindern wird dann in einer Art verteidigt, daß man bald merkt, man hat ein Glaubensbekenntnis in Zweifel gesetzt oder verletzt. Und um nicht einen Kulturkampf heraufzubeschwören einesteils, andernteils, weil man vielleicht vorläufig noch nichts Abschließendes aussagen kann, ist man geneigt, den Fragern mit einem Achselzucken auszuweichen und zu sagen: „Es tut mir leid, ich kann Ihnen kein Urteil abgeben!“ Man denkt dabei wie jener Friedrich, den die Welt den Großen nannte: „Es soll jeder nach seiner Fasson selig werden!“

Es kommt natürlich auch vor, daß man um Rat gefragt wird von Leuten, die von einem Pädagogen ohne weiteres erwarten, er sei gegen das Sichnacktzeigen — aber auch dann handelt es sich bei den Fragern weniger um intellektuelle Einsicht als um einen Glauben mit affektiver Tönung.

Meine Ansicht jedoch geht dahin, man müsse die ganze Frage ohne gefühlsmäßige (unbewußte) Lenkung, also objektiv, gestützt auf

Beobachtung und Entwicklungsgeschichte der Menschheit, zu erledigen suchen.

Wir wollen uns auf Tatsächlichkeiten stützen und daraus die Frage sachlich beantworten.

II

Ich habe oben gestanden, daß ich vorläufig nichts Abschließendes zu der Frage des Sichnacktzeigens vor den Kindern aussagen könne. Leider hat mir bis heute die Gelegenheit gefehlt, Kinder von prinzipiellen Anhängern der Nacktkultur in die Analyse zu bekommen, wobei ich genau hätte feststellen können, wie die Nacktheit der Eltern auf deren Nachwuchs seelisch eingewirkt hat. Abschließendes wäre aber auch dann nicht zu sagen, wenn man zehn oder ein Dutzend solcher Kinder hätte beobachten können, denn mir scheint, um einen wirklich unzweifelhaften und genügend fundierten wissenschaftlichen Lehrsatz aufzustellen, müßte man über ein weitschichtigeres statistisches Material verfügen können.

Wenn ich feststelle, daß ich noch keine Gelegenheit gehabt habe, solche Kinder zu analysieren oder sonstwie eingehend zu beobachten, so liegt der Grund darin, daß die Bewegung in der Schweiz noch sehr jung ist und vorläufig noch keinen weiten Boden besitzt. — Ich habe (auch vorläufig) keinen Grund, anzunehmen, daß solche Kinder weniger neurotisch sind oder weniger mißraten als andere Kinder. Und wenn es sich herausstellen sollte, daß es jenen Kindern besser geht als den anderen, dann ist wohl weniger die Tatsache daran schuld, daß sie ihre Eltern von klein auf nackt sehen konnten, als die allgemein freiere Auffassung der Erziehung, wie sie bei den Anhängern der Nacktkultur im allgemeinen vorherrscht.

III

Hier möchte ich einige kurze Berichte aus Analysen folgen lassen, die die Frage des Sichnacktzeigens vor den Kindern streifen.

1) Ein vierundeinhalbjähriger Junge aus einer gutsituierten Beamtenfamilie, mittleres Kind zwischen zwei Mädchen, hatte die Unart, wenn erwachsener weiblicher Besuch ins Haus kam, diesem nach kurzen Anbiederungspräliminarien kurzerhand die Röcke aufzuschlagen und ganz energische Untersuchungen nach der Gegend der Geschlechtsteile zu beginnen. Die Eltern sind verzweifelt: „Wem schlägt er nach?" — „Frühpervers!" „Wenn er ‚es' nur verwächst, Ogottogottogott!"

Als der Junge etwa zwei bis drei Jahre alt gewesen war, wurden oft Sonntagsspaziergänge an einen nahen See gemacht. Dabei kam es einigemal vor, daß die Eltern mit ihren Kindern nackt badeten. Schon damals verwunderte man sich über das Interesse, das der Junge den Genitalien der Mutter entgegenbrachte, während er sich — jedenfalls scheinbar — derjenigen des Vaters weniger achtete. Die Mutter wehrte damals die Aggressionen des „noch unschuldigen Kindes" lachend ab, der Vater erlaubte sich eine witzige

Bemerkung: „Der kann gut werden!“ und man schenkte der Sache keine weitere Beachtung.

Als dann der Junge seine Untersuchungen an bekleideten erwachsenen Damen begann, — es war etwa ein Jahr später, — da versuchte man es erschrocken mit Zuspruch und einer Reihe von immer härter werdenden Strafen, die alle nichts fruchteten. Zuletzt entschloß man sich, Hilfe von dritter Seite zu suchen.

Es stellte sich heraus, daß der Junge, der den Geschlechtsunterschied bei seinen Schwesterchen wohl hatte beobachten können, beim Anblick der mütterlichen Geschlechtsteile sehr erschrocken war, denn — er fand sie nicht. Er vermutete, die Mutter besitze nur Haare, und sagte sich, sie müsse doch eine Öffnung besitzen, woraus sie den Harn lasse. Bei ihm hatte der Anblick der nackten Mutter die Geschlechtsneugierde, die er vorher in weit harmloseren Spielen bei den Schwestern befriedigt hatte, unmäßig verstärkt.

2) Eine Achtjährige, Töchterchen eines Werkstattleiters, erregte in der Schule einen argen Skandal. Sie hatte es auf raffinierteste Weise verstanden, ältere Jungen an abgelegene Orte zu locken, ihnen dort ihre Geschlechtsteile zu zeigen, sie hatte sich diese befühlen lassen und dann von den Buben verlangt, sie müßten nun ihre Genitalien auch hervornehmen und diese von ihr betasten lassen. Sie wurde einst bei einer solchen Unternehmung von der Abwartfrau auf dem Schulabort erwischt. Eine Untersuchung ergab, daß sie eine ganze Anzahl von Jungen „verführt“ hatte. Nachdem sie an ihnen ihre Neugier befriedigt hatte, sagte sie ihnen: „Das ist nichts, du hast nur einen ganz windigen (= nichtsnutzigen, kleinen) Penis, weißt du, ich habe dem Papa seinen gesehen, der ist so groß wie eine Wurst!“

Der Vater war mit seinem Töchterchen baden gegangen und hatte sich dabei „zu wenig in acht genommen“, als er sich auszog, wie er sagte.

Das Töchterchen, das in seinen Vater sehr verliebt war, befriedigt seine (eigentlich inzestuösen) sexuellen Wünsche auf eine Art, die seiner Altersstufe entsprach, an fremden Sexualobjekten, die es nachträglich entwertete.

3) Ein fünfjähriger Sohn eines städtischen Lebensmittelhändlers zeigt seit langer Zeit die Unart, daß er, wenn er sich nicht beobachtet fühlt, an seinem Gliedchen zerrt. Oft nimmt er es hervor und reißt daran, manchmal aber ergreift er es, indem er die Hände in die Hosentaschen steckt. Der Vater hat etwas über Onanie gelesen und ist erschrocken. Strafen fruchteten nichts.

Der Junge hat als kleiner Bub den Vater im Schlafzimmer beim Anziehen beobachtet. Des Vaters Penis kam ihm groß und lang vor. Der Junge wollte einen Penis haben wie der Vater, und stellte sich vor, sein Glied wachse, wenn er dran reiße.

Diese Vorstellung war nicht ganz unbegründet. Denn die Reizung durch das Reißen bewirkte eine Art Erektion, das Gliedchen wurde wirklich dicker und länger. Der Junge hatte dies beobachtet, das verstärkte seine Lust zum Onanieren.

Der Grund zu seiner Onanie war also der Anblick des väterlichen Genitales gewesen, das im Jungen einen „Penisneid“ erweckt hatte — ein Minderwertigkeitsgefühl, das er dadurch ausgleichen wollte, indem er dafür sorgte,

daß sein eigener Penis auch so groß und mächtig werde, wie derjenige des Vaters.

4) Die zwölfjährige Tochter eines Fabrikarbeiters wurde kurz vor dem Eintritt ihrer ersten Menses kleptoman. Sie stahl Bleistifte, Federhalter Federn, Nadeln, Stecknadeln, Messer.

Aus einer ziemlich langwierigen Analyse sei nur soviel mitgeteilt, daß sich das krankhafte Wesen des Mädchens nicht, wie man vorerst glaubte, irgendwie auf Vererbung aufbaute, sondern auf den Penisneid des Kindes. Dieses war während seiner ersten sechs Lebensjahre im elterlichen Schlafzimmer untergebracht gewesen, — die Familie konnte sich keine komfortablere Wohnung leisten, um ein Kinderschlafzimmer einzurichten, — es hatte den Koitus belauscht und die Geschlechtsteile seines Vaters gesehen. Den Geschlechtsverkehr deutete es sich als einen Gewaltakt des Vaters gegenüber der Mutter; zu dieser Deutung trugen die Beobachtung von Blutflecken in den Leintüchern und das Auffinden von blutbeschmutzter Wäsche der Mutter bei.

Das Mädchen identifizierte sich mit seinem Vater und stahl sich Penissymbole. Natürlich war es sich über die Symbolik seines Zwangsstehlens nicht bewußt. Dieses bedeutet außerdem eine Schutzmaßnahme, die weniger plastisch zu erklären ist, und demjenigen wohl als unwahrscheinlich erscheinen muß, der noch nie einen ähnlichen Fall untersuchen konnte. Das Töchterchen fühlte sich, indem es sich mit dem Vater identifizierte (der im Ehebett der Mutter Verletzungen beibrachte — laut der Phantasie des Mädchens), versucht, die Mutter zu verletzen, wie der Vater angeblich die Mutter verletzte. Dabei fühlte es ein drückendes Schuldbewußtsein, denn der Wunsch, die Mutter symbolisch, nämlich mit dem Penisersatz (stechende Gegenstände) zu koitieren, deckte sich mit den Beseitigungswünschen gegen die Mutter (weiblicher Ödipus).

Das Mädchen stahl nun die spitzen Gegenstände nicht allein darum, um sie zu besitzen, sondern auch, um sie vor sich selber zu verbergen und so gesichert zu sein, daß es seinen kriminellen Wünschen gegen das Leben der Mutter nicht folgen könne.

Seine Kleptomanie bedeutete einen Kompromiß zwischen Trieb- und Gewissensregungen, einen so sehr gelungenen Kompromiß, daß es in seiner Zwangshandlung sowohl die Trieb- als die Gewissensansprüche prompt erfüllte. Gerade daraus ergibt sich die Schwierigkeit der Heilung dieses Falles einer schon komplizierten Neurose.

5) Ein junger Mann kommt wegen seines Fetischismus in die Analyse. Die Frauen lassen ihn kalt, hingegen erregen ihn die hohen Absätze luxuriöser Frauenschuhe. Wenn er auf der Straße eine Dame mit solchen Schuhen antrifft, so geht er ihr nach und erlebt nach einiger Zeit eine Pollution. Er kauft sich solche Damenschuhe, zieht sie zu Hause an und erlebt Pollutionen.

Der Mann hatte als ganz kleiner Junge einmal die Geschlechtsteile einer erwachsenen Frau gesehen. Diese Frau, die er sehr liebte, erschreckte ihn durch ihre Nacktheit, denn er sah, daß sie keinen Penis besaß. Nun machte er sich zunächst die Theorie, die Penislosigkeit sei durch einen Gewaltakt entstanden: man habe der Frau den Penis weggeschnitten und an seiner Stelle

einen Schnitt gemacht. Er befürchtete, ihm könnte dies auch noch passieren. Um seiner „Kastrationsangst" zu entgehen, leugnete er einfach die Penislosigkeit der Frauen weg. Er trieb wohl allerlei sexuelle Spiele mit kleinen Mädchen, aber er hütete sich, einem von ihnen unter die Röcke zu sehen oder zu greifen, wie es seine Kameraden betrieben. Er beschränkte sich auf jenen ersten Anblick der weiblichen Genitalien, den er auch noch leugnete. Unbewußt ersetzte er später den weiblichen Penis mit dem Absatz. Dieser zog all sein Interesse an; ihn zu sehen, bedeutete, den weiblichen Penis sehen, und dies reizte ihn geschlechtlich, die Scheide sagte ihm nichts, sie ekelte ihn eher. Als Mann gelang es ihm nicht, seine infantilen unbewußten Theorien ohne psychoanalytische Hilfe zu überwinden.

6) Eine junge Frau, die einen Knaben und ein Mädchen hat, kommt wegen gewisser eigener hysterischer Erscheinungen in die Analyse. An einer gewissen Stelle der Kur gesteht sie, sie habe sich vor ihren beiden Kindern wiederholt nackt gezeigt. Sie verteidigt ihre Position mit allen möglichen Begründungen, obschon der Analytiker sie nicht angreift, sondern nur schweigt.

Schließlich stellt sich heraus: die Frau hätte als Kind im Alter von vier bis fünf Jahren ungeheuer gern die Geschlechtsteile ihrer Eltern gesehen. Damals plagte sie ein Schub von intensivster Neugierde — es war vorher ein Brüderchen angerückt. An ihren eigenen Kindern erfüllte sie den Wunsch, der ihr selbst einst versagt geblieben war, indem sie sich ihnen nackt zeigte. Sie identifizierte sich einesteils mit ihren Kindern und unterlegte ihnen ihren eigenen Wunsch, die Eltern, die Mutter nackt zu sehen. Andernteils identifizierte sie sich mit ihrer eigenen Mutter und erfüllte an ihren Kindern, was die Mutter an ihr zu erfüllen unterlassen hatte. Indem sie sich ihren Kindern nackt zeigte, erfüllte sie sich gleichsam in der zweiten Generation ihren eigenen heißen Kinderwunsch: sie sah mit den Augen ihrer Kinder ihre Mutter nackt.

7) Ein Familienvater hatte einst als vierjähriger Knabe unter einem intensiven Drang nach Selbstentblößung (Exhibitionismus) gelitten. Er wurde mit Kastrationsdrohungen von seinen Eltern unterdrückt. Im Nachpubertätsalter empfand er den Drang neuerdings mit Heftigkeit, unterließ jedoch, ihm zu folgen, um nicht mit dem Strafrecht in Konflikt zu geraten. Er heiratete früh, und als die Familie Kinder (Mädchen) bekam, da konnte er nun seinen Trieb austoben, ohne daß es ihm jemand hätte verbieten können. Aber er wußte nicht, daß er einem Triebe gehorchte, er begründete das Sichnacktzeigen mit seiner Schwärmerei für das „Natürliche".

*

Ein Vater, der seine Zustimmung zum Sichnacktzeigen vor den Kindern damit begründete, das sei natürlich, ursprünglich sei das Sitte gewesen, denn die Bekleidung der Menschen sei eine spätere Kulturerfindung von zweifelhaftem Werte, machte darauf aufmerksam, es gingen heute noch etliche wildlebende Völker vollständig nackt und scheuten sich nicht, sich „in ihrer Natürlichkeit" vor den Kindern zu zeigen.

Ähnliche pseudoethnologische Ansichten hört man von Anhängern der Nacktkulturbewegung nicht selten. Wenn man jedoch in den Quellen nachliest, dann tönt es ganz anders, und man gewinnt den Eindruck, daß sich selbst die Primitivsten davor fürchten, ihre Genitalien „natürlich" zur Schau

zu tragen. Sowohl das weibliche als auch das männliche Genitale erregen Furcht. Man lese einmal den interessanten Aufsatz von C. D. Daly „Der Menstruationskomplex" in der Zeitschrift „Imago" (Heft 1, Jahrg. 1928) nach, um einigermaßen in die Psychologie der Angst vor dem weiblichen Genitale einzudringen.[1]

Wirz[2] erzählt von den Primitiven auf Holländisch-Neuguinea, daß die Männer ihre Genitalien in Kürbisschalen stecken.

Andere Stämme lassen ihre Männer von einem gewissen Alter an ihre Genitalien mit Muschel- oder Schneckenschalen bedecken.

Ganz ähnliches Material findet sich in Buschan: „Die Sitten der Völker".

Aus der ethnologischen Literatur gewinnen wir den Eindruck, daß die Kleider nicht, wie man lange Zeit annahm, aus dem Schmuckbedürfnis des Menschen geschaffen worden sind, eher aus der Kastrationsangst. Die Kleider haben den Zweck, die Genitalien vor der Kastration zu schützen, sie zu verbergen, damit ihnen nichts geschehen kann (männliche Genitalien), oder sie zu verbergen, damit man nicht an die Möglichkeit einer Kastration gemahnt werden kann (weibliche Genitalien).

Hintermann[3] erzählt von völlig wild lebenden, auf der Stufe der Höhlenbewohner und Pfahlbauer lebenden Indianern am Xingu (Amazonasgebiet), daß dort die Frauen winzige Bast-Lendenschürzen tragen, die das Genitale verbergen. Die Männer tragen den Penis mit einer Schnur hochgebunden, nackt, aber sie haben alle Schamhaare ausgerissen. Das Ausreißen der Schamhaare bedeutet, wie alle ähnlichen Beschädigungen der Geschlechtsteile während der Pubertätsriten der Wilden,[4] die symbolische Kastration.[5] Wir gewinnen den Eindruck, daß der primitive Mann den Anblick völliger Nacktheit nur dann erträgt, wenn er sich mit der Kastration (symbolisch) abgefunden hat. Und je weniger ihm eine Kastrationssymbolik (Beschneidung, Hodenentfernung [Madagaskar], Haarausreißen, Zahnausschlagen [Uganda u. a. O.] u. a. m.) eignet, desto vollständiger wird die Sitte der Bekleidung. Die Angst vor dem Genitale der Frau wird oft auf jene besondere Art überwunden, daß die Frauen in streng abgesonderten Dorfteilen oder in besonderen Häusern leben müssen — umgekehrt befinden sich die Männer in den Männerhäusern.

Zwischen Wilden, Kindern und Neurotikern zeigen sich auffallende Ähnlichkeiten.[6] In jeder Psychoanalyse eines Neurotikers kommt ein Abschnitt, der die Angst vor der Frau, insbesondere vor dem weiblichen Genitale — dann auch die Angst vor dem Penis und der sexuellen Aggression des Mannes — zum Thema hat: diese Ängste sind immer die Wiederholungen ehemals sehr aktiver Kinderängste.

---

1) Auch als Sonderdruck erschienen. Internat. PsA. Verlag, Wien.

2) Wirz, Im Herzen von Neuguinea, Zürich, Rascher. Dämonen und Wilde auf Neuguinea. Strecker und Schröder, Stuttgart.

3) Hintermann, Unter Indianern und Riesenschlangen. Leipzig, Grethlein.

4) Zeller, Die Knabenweihen. Bern, Haupt. Winterstein, Die Pubertätsriten der Mädchen und ihre Spuren im Märchen. Imago 1928, Heft 2/3. Reik, Die Pubertätsriten der Wilden, in Das Ritual, Imago-Bücher XI. Wien 1928, Int. PsA. Verlag.

5) Freud, Totem und Tabu. Ges. Schriften, Bd. X.

6) Freud, ebendort.

IV

Wir haben gesehen, was für Folgen sich aus dem Anblick der nackten Erwachsenen für die Kinder ergeben können (nicht müssen), und was für unbewußte Tendenzen die Erwachsenen zu ihrem Vornehmen gegenüber Kindern treiben können.

Wenn ich, gestützt auf mein Material, einem besorgten Vater oder einer Mutter in der Frage des Sichnacktzeigens vor den Kindern Rat erteilen soll, dann betone ich immer die Problematik und die Kompliziertheit der Frage und sage dann, nach meiner persönlichen und vorläufigen Ansicht sei es besser, wenn Kinder ihre Eltern nicht nackt sehen.

Man kann mir einwenden, nicht alle Kinder, welche ihre Eltern nackt gesehen haben, seien Neurotiker, Perverse, Homosexuelle geworden. Das gebe ich ohne weiteres zu. Ich könnte bei keinem einzigen der oben erwähnten Fälle von Erziehungsberatung oder Psychoanalyse genau aussagen, warum in jedem Einzelfall der Anblick der Genitalien von Erwachsenen störend auf die Entwicklung des Kindes einwirkte, warum einmal z. B. Kleptomanie und das andere Mal Fetischismus (usw.) entstanden ist. Ich meine jedoch, es genügt die Einsicht, daß eine Fehlentwicklung entstehen könnte.

Es ist so, als ob die unentwickelte kindliche Psyche leicht Schaden nehmen könnte beim Anblick der Genitalien von Erwachsenen, als ob sie noch zu wenig widerstandsfähig sei, um den Anblick zu ertragen, zu verarbeiten, zu bewältigen. Meinetwegen ist dies in tausend Fällen nicht so — aber weiß denn ein Elternpaar, ob es sich bei ihren Kindern nicht gerade um den tausendundeinten Fall handelt, wo der Anblick eben schadet?

Zum Vergleiche: Jedes Kind hat den Drang, auf den Fenstersims zu klettern, um auf die Straße zu schauen. Dabei besteht die Gefahr, daß es hinunterstürzt. Von zehntausend Kindern sind vielleicht drei hinuntergefallen. Nun sagen wir als Erwachsene nicht, das seien Ausnahmen, und darum müsse den Kindern allgemein gestattet werden, auf den Fenstersimsen herumzuturnen, wir lenken sie im Gegenteil davon ab, hinauf zu klettern, indem wir ihnen ungefährlichere Spiele anbieten. Ich glaube, wir tun gut daran, wenn wir die Kinder von der Gefahrzone ablenken, auch wenn sie später einmal Klempner, Dachdecker, Bergführer oder Fassadenkletterer werden wollen — und ich meine, in der Nacktheitsfrage verhält es sich ähnlich.

Dabei behalte ich mir immer vor, mich im Laufe der Zeit eines Besseren belehren zu lassen und meine Ansicht zu ändern, und ich bilde mir ein, es sei von meiner Seite nicht Konservativismus oder Prüderie, wenn ich mich nicht ohne weiteres als begeisterter Anhänger des Sichnacktzeigens vor unseren Sprößlingen bekenne.

Nacktheit und Scham

Von Dr. Editha Sterba, Wien

Wenn wir Gelegenheit haben, zu beobachten, wie kleine Kinder sich ohne jede Scham, ja sogar mit deutlichem Vergnügen vor einander und vor den Erwachsenen entkleiden, nackt herumspringen, ihre exkrementellen Bedürfnisse verrichten, ebenso Interesse für diese Vorgänge bei anderen bezeigen, wenn wir dann z. B. in der Ordination eines Schularztes sehen, wie manche ältere Kinder sich so schämen, daß sie nicht dazuzubringen sind, sich vor ihren Kameraden zu entkleiden, werden wir uns gewiß über die gewaltigen Veränderungen wundern, die in verhältnismäßig kurzer Zeit in der kindlichen Seele vor sich gegangen sind.[1]

Ich möchte nun einiges aus einer Kinderanalyse berichten, das vielleicht geeignet ist, einen Beitrag zur Frage der kindlichen Lust an der Nacktheit und der Entstehung der Scham zu liefern.

Die zwölfjährige Ilona kam wegen mehrfacher kleiner Diebstähle, großer Lügenhaftigkeit und anderer Verwahrlosungserscheinungen in meine Behandlung. Das körperlich noch ganz unentwickelte, sehr intelligente, für Sprachen und Rhetorik besonders begabte Mädchen hatte ihre ersten Lebensjahre in einem kleinen ungarischen Gebirgsstädtchen zugebracht. Der Vater verließ die Mutter noch vor der Geburt des Kindes, die Mutter hatte aber einen Beruf, der es ihr unmöglich machte, das Kind bei sich zu behalten und sich ihm viel zu widmen. So wuchs die Kleine bei einer alten Tante auf, die auch verdienen mußte und nicht Zeit hatte, sich viel mit Ilona zu befassen. Die Tante starb, als Ilona fünf Jahre alt war. Die Kleine kam nun zu einem kinderlosen Ehepaar, Verwandten dieser Tante, in die Stadt, um deutsche Schulen besuchen zu können. Dieses Ehepaar behandelte die Kleine ganz wie ein eigenes Kind; sie erzogen sie auch, da sie sehr wohlhabend waren, gut und sorgfältig. Als Ilona zu stehlen begann, ihre Lügenhaftigkeit immer mehr zunahm und die Pflegeeltern gar nicht mit ihr fertig werden konnten, brachten sie sie zu mir in Analyse.

Nach einiger Zeit zeigte es sich in der Behandlung, daß Ilona neben den anderen Symptomen, derentwegen sie in Analyse gekommen war, stark exhibitionistisch veranlagt war und gar kein Schamgefühl zu besitzen schien. Die Pflegeltern waren immer bestrebt gewesen, alle etwa verderblichen Eindrücke vom Kinde fernzuhalten; sie hatten sie in eine Privatschule geschickt und waren auch in der Auswahl von Lektüre und Gespielen sehr vorsichtig gewesen. Es sah aber so aus, wie wenn diese strenge Erziehung wie im übrigen so auch in bezug auf Ilonas exhibitionistische Tendenzen gerade die gegenteilige Wirkung gehabt hätte. Ilona versäumte keine Gelegenheit, um sich möglichst weitgehend zu entblößen; wenn sie

1) Zur Lust des kleinen Kindes an der Entblößung vgl. Freud, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, Ges. Schriften, Bd. V, S. 66 f.

allein auf der Straße ging oder mit der Elektrischen fuhr, streifte sie die Ärmel so weit hinauf als es ging und zog ihr Rockerl so weit nach oben, daß die Oberschenkel zur Hälfte sichtbar wurden. Auch verstand sie es vortrefflich, sich durch irgendein Detail ihrer Kleidung so auffallend zu machen, daß alle Leute sie ansahen oder gar stehen blieben und ihr nachstarrten. Wenn sie z. B. ein einfaches Waschkleidchen anhatte, steckte sie sich eine große, violette Samtblume an, wie man sie für Abendkleider verwendet, oder sie nahm ein goldenes Band als Gürtel zu einem Dirndlkleid, oder sie hing sich eine durch eine kleptomane Handlung von den Angehörigen einer Schulkameradin „erborgte" Perlenkette um, oder sie verzierte ihre Sandalen mit großen Bandschleifen. Sie versuchte auch immer wieder, sich zu pudern und Augenbrauen und Lippen zu schminken, wozu sie alles mögliche, wie Farbstifte, Obstsaft, Tinte usw., verwendete.

Ilonas Ideal war es, so auszusehen, wie die auffallend angezogenen und stark geschminkten Damen, denen sie in der Großstadt natürlich oft begegnete. Wenn ich sie fragte, warum sie sich denn gerade wie diese Damen herrichten wolle, sagte sie: „Ich will so aussehen wie diese Damen, weil die alles dürfen (gemeint war da das Sexuelle, wie sich später zeigen wird) und weil sie von allen Leuten angeschaut werden." Das „Allesdürfen" wurde von Ilona, die diese Damen oft in Herrenbegleitung gesehen und sie genau beobachtet hatte, so erklärt: „Sie dürfen tun, was sie wollen, nämlich sich so viel Herren aussuchen, als sie wollen, weil sie so schön sind; mit denen reden sie dann vom Verloben und Heiraten und küssen sich."[1] Die Kleine war, wie ich schon erwähnte, sehr streng erzogen worden und hatte nie Gelegenheit gehabt, mit gleichaltrigen Buben zu spielen. Sie beneidete diese Damen so, die immer von Herren begleitet waren, denn sie dachte: „Wenn ich auch so aussehen würde, könnte ich mir dann Buben aussuchen, mit ihnen reden und von ihnen begleitet werden."

Es wird hier auffallen, daß sich bei der kleinen Ilona gewisse Züge finden, die man gewöhnlich als „dirnenhaft" bezeichnet. Das kleine Kind ist, wie wir wissen, in seiner Anlage polymorph-pervers, d. h. es kann zu allen Formen der Sexualbetätigung gelangen, wenn „die seelischen Dämme gegen sexuelle Ausschreitungen, Scham, Ekel und Moral, je nach dem Alter des Kindes, noch nicht aufgeführt oder erst in Bildung begriffen sind".[2] Ilona war in ihrem unbeschränkten Exhibitionismus noch durchaus auf dieser infantilen Stufe verblieben, die ja auch „bei der Dirne erhalten bleibt und von ihr für ihre Berufstätigkeit ausgenützt wird".[2]

Am meisten war es Ilona um das „Von-vielen-Angeschaut-werden" zu tun. Die Pflegeeltern hatten von diesem triebhaften Wunsch nichts bemerken können, da die Kleine zu Hause sehr zurückhaltend war. Sie wußten wohl von Ilonas Eitelkeit, weil sie so oft vor dem Spiegel stand, doch glaubten sie,

1) Auf Ilonas Vorstellungen vom „Verloben" und „Verheiratetsein" komme ich noch zurück.
2) Freud, Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie, Ges. Schr., Bd. V, S. 66.

dies hinreichend dadurch zu unterdrücken, daß sie das Kind in der Kleidung immer sehr einfach und dezent hielten. Ilona befriedigte ihre Wünsche nach „Angeschautwerden" auch nur dann, wenn sie wußte, daß sie Gelegenheit haben werde, vielen Menschen zu begegnen. Zu Hause fiel es ihr nicht so schwer, sich zu beherrschen, da sie doch von vielen angeschaut werden wollte. Natürlich waren zu Hause auch alle Spiele verboten, die vielleicht eine gewisse Befriedigung ihrer exhibitionistischen Tendenzen in sublimierter Form geboten hätten, wie z. B. Sich-Kostümieren, Theaterspielen usw. Wenn es ihr aber einmal gelang, von „vielen Leuten angeschaut zu werden", so geriet sie geradezu in einen ekstatischen Zustand. So ging sie einmal mit zehn Jahren[1] zu einer Schulfeier in einem weißen Kleidchen. Nach der Feier lief sie, nachdem sie das Kleid bis zum halben Oberschenkel verkürzt hatte, noch lange im strömenden Regen ohne Mantel herum. Als sie dann begreiflicherweise von allen Leuten angestarrt wurde, war sie „wie berauscht vor Freude darüber". Ich hatte durch Zufall Gelegenheit, sie in einer solchen Situation zu beobachten, und konnte feststellen, daß sie tatsächlich ganz außer Rand und Band geriet, wenn es ihr gelungen war, die Aufmerksamkeit der Passanten durch ein auffälliges Detail ihrer Kleidung auf sich zu lenken. Sie tänzelte dann hin und her, hob ihr Röckchen in die Höhe, drehte sich kokett im Gehen, war hochrot im Gesicht vor Erregung und ganz atemlos vor Aufregung. Freud schildert diesen Zustand in der „Traumdeutung":[2] „An vielen Kindern noch in späteren Jahren kann man beobachten, daß ihre Entkleidung wie berauschend auf sie wirkt, anstatt sie zur Scham zu leiten. Sie lachen, springen herum, schlagen sich auf den Leib . . ." Der Wunsch nach Entblößung und dem Nackt-Beschaut-werden war ja bei Ilona deutlich im Hochheben des Röckchens, im Entblößen der Arme usw. zu sehen; sie beklagte sich z. B. auch, daß sie beim Baden und Schwimmen nicht, wie sie es so gerne getan hätte, eine Schwimmhose tragen durfte, sondern ein Schwimmkleid haben mußte. Der Wunsch nach Entblößung ist bei ihr nur reduziert, d. h. in eine Form gebracht, die dem Trieb nach Beschautwerden wenigstens durch das Auffällige in der Kleidung und das Schminken doch eine Befriedigungsmöglichkeit bietet.

Ilona wollte es absolut nicht einsehen, daß sie bei den vielen Leuten, die ihr nachschauten, nur berechtigtes Erstaunen, ja, sogar Unwillen hervorrief, wenn sie z. B. im weißen Kleid bei strömendem Regen herumlief oder mit rotgefärbten Lippen spazieren ging. Sie war immer überzeugt, daß man sie bewundere, weil sie eben „schön" sei, auch wenn sie sich noch so geschmacklos hergerichtet hatte; je auffallender, hieß es bei Ilona, desto schöner. Sie erklärte mir einmal, was sie unter „schön" verstehe: „Schön ist, wenn man so ausschaut, daß einen alle anschauen müssen [weil man so auffällt] und sich in einen verlieben." Es ist auffällig, wie sehr dieser Kinderausspruch

1) Das erzählte sie alles selbst in der Analyse.
2) Ges. Schr., Bd. II, S. 245.

F r e u d s Worten über einen Ursprung des Schönen entspricht: „Es scheint mir unzweifelhaft, daß der Begriff des ‚Schönen' auf dem Boden der Sexualerregung wurzelt und ursprünglich das sexuell Reizende (‚die Reize') bedeutet."[1] Als sie wieder einmal in der Behandlung sehr sonderbar hergerichtet erschien und vielleicht von mir einen erstaunten Blick auffing, sagte sie: „Sie haben mich jetzt so angeschaut, wie wenn Sie sich in mich verlieben wollten." Sie meinte damit, ich hätte sie so angesehen, wie die Herren die stark geschminkten Damen, die sie auf der Straße sah, anschauten.

Die Lust am Schauen und das Interesse für all das, was mit Entblößung, auffälliger Kleidung usw. zusammenhing, schien bei Ilona ebenso groß zu sein wie der Trieb, angeschaut zu werden. Sie kam immer ganz aufgeregt in die Stunde, wenn sie untertags Gelegenheit gehabt hatte, stark geschminkte und hergerichtete Damen oder Plakate mit nackten Frauen von Revuen oder ähnliches zu sehen, und konnte von den dabei beobachteten Details nicht genug erzählen.

Es blieb aber nicht beim bloßen Erzählen. Ilona war imitatorisch sehr begabt, sie wußte die Damen, die sie so trefflich beobachtet hatte, glänzend nachzuahmen und gab in der Analysenstunde oft ganze Vorstellungen von Szenen zum besten, die sie zwischen solchen „Verlobten" gesehen hatte. Dabei wurden Tonfall, Rede und Bewegung wirklich ausgezeichnet kopiert. Wenn sie aber so eine Vorstellung gegeben hatte, sagte sie immer bedauernd: „Was hilft mir das, es schaut mir nur e i n e Person zu, und mich freut es nur, wenn es viele sind." Ilonas Vorliebe für das „T h e a t e r s p i e l e n" stammte aus frühester Kindheit. Ihre Mutter, die an der Liebhaberbühne des kleinen Städtchens, in dem Ilona aufwuchs, als die beste Schauspielerin galt, nahm das kleine Mädchen, als es drei Jahre alt war, oft ins Theater mit. Da durfte sie dann beim Schminken, Kostümieren und auch bei der Aufführung zusehen, manchmal wurde sie auch ein bißchen kostümiert und auf die Bühne mitgenommen. In der Analyse ließ sich deutlich rekonstruieren, welchen Eindruck es auf Ilona machte, daß sie zuschauen konnte, als sich die Mutter schminkte, kostümierte und Theater spielte. Sie hatte auch einmal versucht, das Theaterspielen nachzuahmen, stellte sich, wie sie erzählte (und wie es von ihrer Mutter dann bestätigt wurde), mit vier Jahren auf den Marktplatz, hielt eine Rede, in der sie Tonfall und Gebärden des Bürgermeisters, den sie offenbar oft reden gehört hatte, so täuschend kopierte, daß alle Dorfbewohner sich vor Lachen nicht halten konnten. Übrigens wußte Ilona auch wirklich gut Gedichte vorzutragen, doch zog sie es immer vor, Leute zu imitieren, weil sie die Identifizierung mit der kopierten auffälligen Person wahrscheinlich mehr befriedigte.

Ilonas exhibitionistische Veranlagung ist sicherlich dadurch sehr verstärkt worden, daß sie beim A n- u n d A u s z i e h e n in der Theatergarderobe wobei es vielleicht nicht allzu schamhaft zugegangen sein mag, und beim

---

1) Ges. Schr., Bd. V, S. 29.

Schminken und Kostümieren der Mutter zusehen durfte. In ihrer kindlichen Vorstellung bedeutete Kostümieren und Sich-Herrichten etwas tun, um von „vielen angeschaut zu werden". Dabei bekam das „Angeschautwerden" noch eine andere Bedeutung für die kleine Ilona. Das sonst meist sich selbst überlassene, einsame Kind wurde plötzlich in den Trubel einer Theateraufführung versetzt und fand als die kleine Tochter der Hauptdarstellerin sicher mehr Beachtung als sie es sonst gewohnt war; auch die Mutter befaßte sich mit der Kleinen, um die sie sich sonst nicht viel kümmerte. „Angeschautwerden" bedeutete also für Ilona auch beachtet, gern gehabt, geliebt werden.

Als sie mit fünf Jahren zu den Pflegeeltern kam, wurde sie am ersten Abend kurze Zeit allein in einem Zimmer gelassen. Statt sich neugierig alles anzusehen, wie es wohl jedes Kind, das vom Land in die Stadt kommt, getan hätte, stellte sich die Kleine mitten ins Zimmer und spielte, als die Pflegeeltern dann zu ihr kamen, Theater. Was wollte sie damit sagen? Sie kam in ein ganz neues, ihr gänzlich fremdes Milieu; man hatte ihr, um ihr den Abschied von den gewohnten Verhältnissen leichter zu machen, alles mögliche versprochen: es werde ihr sehr gut gehen und alle Leute würden sehr, sehr lieb mit ihr sein. Dessen wollte sie sich nun gleich versichern, indem sie Theater spielte, sich also so benahm, daß sie alle Leute anschauen mußten. Denn mit dem sich so Benehmen, daß einen alle anschauen, erwarb man ja, wie sie glaubte, Beachtung und Liebe.

Mit neun Jahren hatte die kleine Ilona ein Erlebnis, das ihre Lust am Schauen und ihre sexuelle Neugier sicherlich sehr vermehrte. Als sie von der Klavierstunde heimkam, sprach sie ein fremder Mann in der schlecht beleuchteten Gasse an, hob ihr Röckchen in die Höhe und „versuchte, darunterzuschauen".[1] Dann nahm er ihre Hand „und steckte sie in seine Hosentasche. Da war es warm, aber gesehen hat man nichts." Dieses Ereignis wurde von Ilona streng geheimgehalten, es ging ihr aber sehr im Kopf herum und spielte in ihren kindlichen Sexualtheorien eine große Rolle.

In Ilonas Vorstellungen vom „Verheiratetsein" und vom „Kinderbekommen" ist ihr Streben nach Beschauen und Beschautwerden sehr deutlich: „Wenn man heiraten will, stellen sich alle Männer in einer Reihe auf, man geht dann hin, schaut alle genau an und sucht sich einen aus." Diese merkwürdige Vorstellung vom „Aussuchen" nahm wahrscheinlich von einem Kinderball ihren Ausgang, den Ilona besucht hatte, wo man die Buben sich aufstellen ließ und die Mädchen dann einen Tänzer wählten (Damenwahl). Ilona wünschte sehnlichst, diese Auswahl eines „Verlobten" schon jetzt treffen zu dürfen, sie phantasierte immer von einem Land, in dem die Kinder sich schon mit zwölf Jahren verloben und heiraten durften und wohin sie unbedingt reisen wollte. „Wenn man sich dann einen ausgesucht hat", lautet Ilonas Vorstellung vom „Heiraten" weiter, „gibt man dem die Hand, verlobt sich,

---

1) Hier verfälscht der exhibitionistische Drang Ilonas Erzählung: Der Mann griff der Kleinen, wie sich später herausstellte, unter den Rock.

küßt sich, und dann wird man getraut. Wenn dann die Leute ein Kind wollen, müssen sie beide zuerst zum Doktor gehen. Dort ziehen sich beide nackt aus, verbinden sich die Augen, weil sie doch nackt sind, und da dürfen sie sich dort unten nicht anschauen; dann werden sie fest zusammengebunden und der Doktor hilft ihnen, damit es besser geht." Die Vorstellung mit dem „Zusammenbinden" enthält einen Hinweis auf eine sadistische Auffassung des Koitus. Sie hängt auch damit zusammen, daß das Kind am Land beobachtete, wie Kühe, die den Stier nicht zulassen wollten, an einen Pflock gebunden wurden. In der Mithilfe des Doktors sehen wir eine Reminiszenz an das „Doktorspiel", dem in Ilonas früher Kindheit eine große Rolle zukam.

Ich möchte auf die Analyse von Ilonas Vorstellungen vom „Verheiratetsein" nicht weiter eingehen und nur ein Detail herausgreifen. „Beide verbinden sich die Augen, weil sie doch nackt sind und da dürfen sie sich da unten nicht anschauen." Von dieser Vorstellung war Ilona, auch nachdem sie vollkommen aufgeklärt worden war und die Aufklärung verstanden und verarbeitet hatte, nicht abzubringen. Ja es war sogar auffallend, daß das Kind, das sonst ohne jedes Schamgefühl und ohne jede Zurückhaltung in der Behandlung über alle sexuellen Dinge sprach, von dem „Augenverbinden" nicht abweichen wollte und hartnäckig daran festhielt. Sie gestand dann einmal in großer ängstlicher Erregung, daß „man sich dort unten nicht anschauen dürfe, weil man aus Strafe dafür in die Hölle kommen könne." Sie sprach überhaupt nie direkt von den Genitalien; so sagte sie z. B., als sie ihr Abenteuer mit dem Mann auf der Straße erklärte: „Er wollte mir unter den Rock schauen, dorthin, wo man nicht hinschauen darf."

Daß Ilona gerade dort Schamgefühl zeigt, wo sie sich, wie man erwarten sollte, die vollkommenste Befriedigung ihres Schautriebes gönnen könnte, ist sehr merkwürdig. Es handelt sich hier wohl darum, daß die Kastrationsangst sich bei Ilona als Angst äußert, für das Beschauen des Genitale bestraft zu werden.

Auch in ihrem Lieblingstagtraum, den sie immer wieder in derselben Form erzählte, schämt sich Ilona gerade dort, wo man es am wenigsten erwarten sollte. Dieser Tagtraum lautet in ihren eigenen Worten: „Ich denke mir immer aus, daß ich eine gute Fee bin, die in einem schönen, großen Schloß wohnt. Ich habe lange offene Haare und bin mit langen durchsichtigen Schleiern bekleidet. Ich will allen Leuten Gutes tun, aber sie verstehen mich nicht, halten mich sogar für eine Hexe und verfolgen mich. So kann ich nur bei Nacht im Schloßpark spazieren gehen. Dabei begleiten mich meine kleinen Englein, die meine einzige Gesellschaft sind. Die sind so klein wie Babies und sehr lieb. Einmal probiere ich aber doch wieder, den Menschen Gutes zu tun. Ich gehe aus und bringe ganz armen Kindern Geld, Essen und Kleider. Dabei haben mich aber die Leute, die schon geglaubt haben, daß ich längst fort bin, wieder bemerkt. In der Nacht darauf gehe ich wieder mit den Englein im Park spazieren. Da ist an der Mauer großer Lärm und Waffengeklirr. Ich gehe hin, neugierig, was da los sein kann. Da stürzen

Bewaffnete auf mich los, packen und fesseln mich und werfen mich ins Gefängnis. Dann werde ich eines Tages allein dem König vorgeführt, der sich lange mit mir unterhält. Er verurteilt mich aber doch zum Tode am Scheiterhaufen. Auf einem großen Platz wird der Scheiterhaufen vorbereitet und alle Leute kommen, um meiner Verbrennung zuzuschauen. Dann werde ich auf den Scheiterhaufen hinaufgeführt, in dünne, weiße Schleier gehüllt, die aber doch so sind, daß sie den Leuten, die mich alle anstarren, undurchsichtig vorkommen. Ich werde verbrannt, und wache im Himmel auf, wo mich die alte Tante erwartet, die mir sagt, daß ich jetzt für alles Ausgestandene belohnt werde."

Die Analyse dieser Phantasie gewährt tiefen Einblick in Ilonas Unbewußtes. Im Vordergrund steht das Motiv, „den Leuten Gutes tun, aber dafür für eine Hexe gehalten werden". Ilona fühlte sich immer mißverstanden, sie litt sehr darunter, daß ihre Pflegeeltern keine Einsicht dafür hatten, daß sie sich mehr für Mode und Toiletten interessierte als für ihre Schulbücher. Sie nahm es auch sehr übel, daß man sie wegen ihrer kleinen Diebstähle[1] und ihrer Lügenhaftigkeit, die fast immer mit ihrem Bestreben zusammenhingen, sich möglichst auffällig herzurichten, öfters empfindlich bestrafen mußte. Sie war überzeugt, daß sie alles in der besten Absicht tue, und fand es unbegreiflich, daß sich ihre Pflegeeltern nicht auch wünschten, „sie von allen angeschaut" zu sehen.

Die Hexe und ihr Verbranntwerden bezog Ilona aus dem Geschichtsunterricht, wo sie gelernt hatte, daß im Mittelalter Hexen wegen Ketzerei (damit verband sie die Vorstellung von etwas Verbotenem, Sexuellem) am Scheiterhaufen verbrannt wurden. Auch hatte ihr die alte Tante gesagt, als sie einmal fragte, was denn im Kamin poltere, da seien Hexen drin. Diese Hexen, erzählte sie der Kleinen, reiten bei Nacht splitternackt auf einem Besenstiel durch die Luft. So bot also die Identifizierung mit der Hexe unbewußt in den Vorstellungen, die Ilona mit diesem Begriff verband, und bewußt in der Schaustellung am Scheiterhaufen, Gelegenheit, ihren Exhibitionismus zu befriedigen. Damit, daß Ilona eigentlich eine gute Fee ist, die nur für eine Hexe gehalten wird, befriedigt sie einerseits ihr Schuldgefühl, andererseits macht sie gewissermaßen ihre Schlimmheit ungeschehen, denn sie „tut ja nichts Böses, die Leute halten sie nur für eine Hexe".

In den kleinen Englein, die ihre einzigen Gespielen sind und wie Babies aussehen, kommt Ilonas Wunsch, Kinder zu haben, deutlich zum Ausdruck. Sie erzählte auch immer erfundene Geschichten, in denen sie mit kleinen Kindern spielt, sie pflegt und wartet. Sie wünschte sich brennend ein kleines Geschwisterchen, aber noch mehr ein eigenes Kind, denn das gehörte zum „Verheiratetsein". Andererseits kann man vielleicht darin, daß sich Ilona in ihrem Tagtraum nur mit ganz kleinen Wesen umgibt, eine jener „kom-

---

1) Auf die weitere Determinierung der Diebstähle soll in diesem Zusammenhang nicht eingegangen werden.

pensatorischen Wunscherfüllungsphantasien"[1] sehen, in denen das Kind die großen Leute, die ihm immer dreinreden, möglichst klein machen und sie damit ihrer unerwünschten Autorität berauben will.

Auch Ilonas große Neugier, die wir auch sonst regelmäßig bei starkem Exhibitionismus finden, ist in der Phantasie vorhanden: wie sie den Lärm hört, ist sie neugierig, was los sein könnte, geht nachschauen und wird dann gefangengenommen. Auf das Motiv der Bestrafung der Neugier, das in verschiedenen Märchen und Kindergeschichten vorkommt, will ich hier nicht näher eingehen.

Auffällig sind auch die „dünnen, weißen Schleier, die aber doch so sind, daß sie den Leuten, die mich alle anstarren, undurchsichtig vorkommt". Diese Vorstellung, an der Ilona ebenso hartnäckig wie an der von den „verbundenen Augen" bei der Kinderzeugung festhielt, erinnert an das von Freud in der „Traumdeutung" erwähnte Märchen von Andersen, „Des Kaisers neue Kleider". Zwei Betrüger machen dem Kaiser ein kostbares Gewand, das aber nur den guten Menschen sichtbar ist. Aus Angst, für schlecht gehalten zu werden, tun alle Leute so, wie wenn sie nicht merkten, daß der Kaiser nackt sei. Der Sinn dieses Märchens ist offenbar der, daß sich die Leute nicht trauen, die Nacktheit zuzugeben, weil sie verboten ist. Ilona ist in den dünnen Schleiern auch fast nackt, aber weil das nicht sein darf, muß der Schleier den Leuten, die sie anstarren, undurchsichtig vorkommen. Der Schleier bietet also die Möglichkeit eines Kompromisses zwischen dem Nacktheitswunsch und seiner Verdrängung.[2]

In dem König, der so lange mit ihr spricht, sie aber dann doch verurteilt, ist Ilonas Sehnsucht nach dem unbekannten Vater (der König ist in Traum und Phantasie immer ein Vatersymbol) verarbeitet, die auch sonst in vielen Träumen wiederkehrt, in denen Ilona bald die Tochter des Göttervaters Zeus, bald die eines Königs oder Kaisers war. Sie wußte, daß es die Pflegeeltern nicht gerne sahen, wenn sie nach dem Vater fragte, um so mehr trat diese Frage darum in ihren Träumen und Phantasien auf. Der König, der ein Vaterersatz ist, bestraft Ilona aber auch, er verurteilt sie zum Feuertod. Es sieht fast so aus, wie wenn Ilona dafür büßen müßte, daß sich der König-Vater so lange mit ihr unterhält.[3] Der Feuertod ist aber auch in der kindlichen Vorstellung oft mit der Strafe für Onanie verknüpft.[4]

1) Ferenczi, Gulliver-Phantasien. Internat. Zeitschr. f. Psychoanalyse, Bd. XIII.

2) S. a. Rank, Die Nacktheit in Sage und Dichtung. S. 185 (Psychoanalytische Beiträge zur Mythenforschung. Int. PsA. Verlag, 1919). Vgl. auch Storfer, Jungfrau und Dirne, Beitrag zur Schleiersymbolik, Zentralblatt f. Psychoanalyse II (1912), S. 200 ff, und Storfer, Marias jungfräuliche Mutterschaft, Berlin 1914, Kap. „Schleier", S. 49 ff.

3) Da Ilona sich über den Inhalt dieser Unterredung, von der sie nur immer wieder betonte, daß sie lange dauerte, keine genaueren Vorstellungen machte, könnte man annehmen, daß es sich auch da um „Verbotenes" gehandelt habe; jedenfalls ist es auffallend, daß sie gefesselt wird, gefangengenommen — das erinnert an das „Zusammenbinden" beim „Verheiratetsein".

4) Anna Freud berichtet den Traum eines kleinen Mädchens, die zur Strafe für ihre Onanie von der Kinderfrau verbrannt wird. (Kinderanalyse, S. 32.)

Die kleine Ilona wird also auch vom Vater für das Nackt-Angeschaut-werden, was von ihr ebenso verboten empfunden wurde wie die Onanie, mit dem Tod am Scheiterhaufen bestraft.

Ich möchte nur noch darauf hinweisen, daß die Mutter in Ilonas Wunschphantasie gar nicht vorkommt. Es sieht fast aus, wie wenn sie das Kind absichtlich aus der Gedankenwelt, die ihr die liebste war, verbannt hätte. Daß Ilona im Himmel bei der alten Pflegetante aufwacht, soll ihren Wunsch ausdrücken, wieder das ungebundene Leben ihrer ersten Kinderjahre leben zu dürfen, wo sie zwar viel allein und einsam war, aber nicht so streng gehalten wurde wie jetzt.

Wir sehen in Ilonas Verhalten eine merkwürdige Gegensätzlichkeit; die Kleine zeigt deutlich exhibitionistische Tendenzen, Wünsche nach Nacktheit, Beschauen und Beschautwerden; im Gegensatz dazu hat sie aber in ihrer kindlichen Vorstellung vom „Verheiratetsein" und in ihrem Lieblings-Tagtraum deutlich Angst davor, sich zu entblößen, was wir als Schamgefühl zu bezeichnen pflegen. Ilona besaß also eigentlich kein ausgeprägtes Schamgefühl, — nur beim direkt Sexuellen, in ihrer Vorstellung von der Kinderzeugung und in der inzestuösen Phantasie vom König schämte sie sich. Ilonas Ödipuskomplex war innigst mit der Forschung nach dem unbekannten Vater verknüpft, der auch das Aussuchen des Partners in ihrer Theorie vom „Verheiratetsein" entspricht. Man muß also annehmen, daß das Schamgefühl bei Ilona auf alle Situationen beschränkt blieb, die mit dem Ödipuskomplex zusammenhängen.

Es scheint, als ob es zwei Stufen des Schamgefühls gäbe, eine der Unterdrückung der Inzeststrebungen und der Entblößung des Genitale entsprechende, die bei Ilona in der Verhüllung, in der Inzestphantasie und dem „Augenverbinden" zum Ausdruck kommt, und eine zweite, von den sozialen Anforderungen der jeweiligen Gesellschaftsform diktierte, die Ilona weitgehend mangelte.[1]

Freud sagt über die Entwicklung des Schamgefühls: „Man gewinnt beim Kulturkinde den Eindruck, daß der Aufbau dieser Dämme (Ekel, Schamgefühl, die ästhetischen und moralischen Idealanforderungen) ein Werk der Erziehung ist, und sicherlich tut die Erziehung viel dazu. In Wirklichkeit ist diese Entwicklung eine organisch bedingte, hereditär fixierte und kann sich gelegentlich ganz ohne Mithilfe der Erziehung herstellen. Die Erziehung verbleibt durchaus in dem ihr angewiesenen Machtbereich, wenn sie sich darauf einschränkt, das organisch Vorgezeichnete nachzuziehen und es etwas sauberer und tiefer auszuprägen."[2]

Wir werden uns nun fragen müssen, warum es der Erziehung bei der kleinen Ilona nicht gelang, die schon vorgezeichnete Entwicklung der Ver-

---

1) Havelock Ellis hat in seiner Arbeit „Geschlechtstrieb und Schamgefühl" (Leipzig 1922) alle für die Genese des Schamgefühls in Betracht kommenden Faktoren zusammenzufassen versucht.

2) Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. Ges. Schr., Bd. V, S. 52

drängung der exhibitionistischen Tendenzen, die ja im Ansatz vorhanden war, zur hinreichenden, den sozialen Anforderungen entsprechenden Entfaltung zu bringen.

Die kleine Ilona hatte von Anfang an mit großen Schwierigkeiten in ihrer Entwicklung zu kämpfen; es ist selbstverständlich, daß ihr Schautrieb durch die Mutter sehr verstärkt wurde, die das Kind immer in die Theatergarderobe mitnahm, wo es beim An- und Auskleiden, beim Schminken und Kostümieren zusah. Da die Tante Ilonas, eine mit Arbeit überhäufte, ältere und sehr zurückhaltende Person, keine besonderen Beziehungen zu dem kleinen Mädchen besaß und sich auch sonst nicht viel um sie kümmerte, konnte sich die Kleine eigentlich nur mit der Mutter, und da auch nur in bezug auf das, was mit dem Theaterspielen zusammenhing, weitgehender identifizieren. Da der Vater obendrein vollkommen fehlte, fiel diese eine Identifizierung besonders stark und intensiv aus. Andererseits wurde der Narzißmus des Kindes infolge des vielen Alleinseins und der mangelnden Fürsorge durch keine dauerhafteren Objektbeziehungen abgelöst, was den Exhibitionismus wieder verstärkte. Ilona, die sich nach dem unbekannten Vater sehnte und immer nach ihm forschte, machte die Mutter, wenn auch unbewußt, für die Abwesenheit des Vaters verantwortlich. Die Mutter war nicht die Konkurrentin, wie dies sonst der Fall ist, sondern mehr als das: diejenige, die den Vater allein besessen hatte, was Ilona ganz versagt bleiben mußte.

Diese erschwerenden Umstände lagen vor, als für Ilona die Latenzperiode begann, in der „die seelischen Mächte aufgebaut werden, die später dem Sexualtrieb als Hemmnisse in den Weg treten und gleich wie Dämme seine Richtung beengen werden (der Ekel, das Schamgefühl, die ästhetischen und moralischen Idealanforderungen)“.[1] Anna Freud erwähnt in der „Einführung in die Technik der Kinderanalyse“ wie „bedenklich gerade zu Beginn der Latenzperiode für die Moral und den Charakteraufbau des Kindes jede Störung seiner Bindung an die Eltern werden kann“. Wir dürfen uns also auch nicht wundern, wenn die Tatsache, daß Ilona gerade im Alter von fünf Jahren in ein anderes Milieu kam und von der Mutter getrennt wurde, von nachhaltigster Wirkung für ihre weitere Entwicklung war. Die Mutter, bei der sie nicht Gelegenheit gehabt hatte, eine andere Objektbeziehung als die erwähnte Identifizierung zu bilden, wurde ihr genommen und in gewissem Sinne auch entwertet, weil die Erziehung der Pflegeeltern ganz andere Forderungen an sie stellte, und alles, was früher erlaubt und gutgeheißen war, jetzt als schlecht galt und verboten wurde. Sie übertrug nun den Haß, der der Mutter galt, die ihr den Vater vorenthalten hatte, in vollem Ausmaß auf die Pflegeeltern, denen sie ja auch die Trennung von der Mutter vorwarf, erfüllte ihre Erziehungsforderungen nur höchst mangelhaft und ging, so weit es eben möglich war, ihre eigenen

---

1) Freud, Drei Abhandlungen, Ges. Schr., Bd. V, S. 52.

Wege. Ihr ganzes Interesse konzentrierte sich auf die Befriedigung ihrer exhibitionistischen Tendenzen, in denen sie immer bemüht war, sich die Mutter in der Identifizierung auf exhibitionistischer Basis zu erhalten. Es kam dadurch zu keiner festeren Bindung und Identifizierung bei den Pflegeeeltern, die eine den sozialen Anforderungen entsprechende Entwicklung des Schamgefühls ermöglicht hätte; einerseits war sie zu so einer Bindung wohl noch nicht reif, andererseits waren die Umstände noch nicht günstig dafür. Sie betätigte also ihre Schaulust wie in der ersten Kindheit, nur in ihrer Sexualtheorie und in ihrem Tagtraum zeigte sie Schamgefühl. Doch genügte dieses nicht, um eine vollwertige Anpassung an die Realität zu ermöglichen.

Der Fall der kleinen Ilona lehrt uns so, daß die Normalentwicklung des von der gegenwärtigen Gesellschaftsform geforderten Schamgefühls nur dann in der Erziehung erreicht werden kann, wenn das Kind Gelegenheit hat, so dauerhafte und feste Objektbeziehungen zu bilden, daß es auf der Basis dieser Objektbeziehungen, also den Erziehern zuliebe, auf seine exhibitionistischen Tendenzen verzichtet.

Aufklärung und Nacktheit

Von Maria Günther-Grude, Charlottenburg

Die sexuelle Aufklärung marschiert. Das Sterbestündlein des Storchenmärchens hat endgültig geschlagen. Zunächst freilich tritt an seine Stelle nicht viel mehr als ein neues Märchen. Man lüftet in möglichst verschleierter und poetisch verbrämter Form einen Zipfel des Vorhanges und erschließt damit dem grübelnden Forschen der Kinderseele den Ausblick auf neue, weite und erschreckende Fragengebiete, um sie dann doch im Entscheidenden unbefriedigt und scheu und verängstigt stehen zu lassen. Des Kindes Stellung zum Erwachsenen erfährt eine leise Besserung. Es fühlt sich nicht mehr bewußt belogen, es sieht, der Erwachsene möchte mir zwar die Wahrheit sagen, aber diese Wahrheit ist eben so schaurig, so unaussprechbar, daß man am besten tut, gar nicht daran zu rühren. Und ich — wie schlecht, wie verworfen bin ich, daß meine Gedanken immer wieder darum kreisen, daß das, wovon die Mutter, der Vater, der erwachsene Freund mit so schönen und weihevollen Worten sprechen, bei mir so quälend häßliche und beschämende Formen annimmt.

Dem ernsten Erzieher bleiben diese Vorgänge nicht verschlossen. Wenn er dem Kinde wirklich helfen will, kann er bei dieser Teilchenwahrheit nicht stehen bleiben. Aus den poetischen Märchen werden schlichte und sachliche Erörterungen und Darstellungen. Damit ist etwas Entscheidendes geschehen. Das Kind fühlt Boden unter den Füßen, es bekommt Mut zu fragen und gewinnt Ruhe und Sicherheit. Aber es hat einen Umweg gemacht, der es in Angst und Verwirrung brachte und den eine kluge und bewußte Erziehung ihm erspart.

Wo überhaupt eine Aufklärung nötig ist, ist schon etwas nicht in Ordnung. Das Wissen um die sexuellen Vorgänge darf nicht irgendwann einmal explosiv auf das Kind eindringen, sondern es soll mit ihm wachsen. Der Erzieher hat gar nichts weiter zu tun, als ihm — hierin wie in allen anderen Dingen, Dingen der Technik, des täglichen Lebens und aller Wissensgebiete — auf jede Frage, von der allerersten bis zur allerheikelsten, nach seinem besten Wissen knapp und sachlich und affektlos zu antworten. Nur so ist es möglich, dem Kinde ein Maximum an Entspannung zu geben und sich sein Vertrauen in vollem Umfange zu sichern. Und mehr und mehr gewinnt in allen ernsten Erzieherkreisen die Überzeugung Raum, daß es auf diesem Gebiete Verbotstafeln schlechthin nicht mehr geben darf.

Und nun geschieht das Seltsame. Da kommt ein so ernster und erfahrener Erzieher wie Fritz Wittels und schreibt ein Buch über die Befreiung des Kindes, warmherzig und rückhaltlos, erfrischend radikal und vor keiner Konsequenz zurückschreckend. Und in einem solchen Buche steht dies:

„Es ist unnötig, daß Kinder ihre Eltern nackt sehen. Das Nackte ist freilich das Natürliche. Da wir aber in einer Kultur leben, die das Nackte und besonders die Geschlechtsorgane verhüllt, so hat das Kind nicht Gelegenheit, sich an die Natürlichkeit des nackten Körpers zu gewöhnen. Es sieht die Nacktheit nur blitzartig oder im Halbdunkel. Zweideutigkeiten und Geheimnisse, die das Geschlechtsorgan und seinen Zweck verhüllen, sind nicht zu vermeiden. . . . Am besten, wenn man das Kind in den gefährlichen Jahren so lange als möglich von diesem Stück der Natur entfernt erzieht."

Ja, warum sagen wir dann nicht auch gleich: Wir leben nun einmal in einer Kultur, die das Sexuelle umheuchelt und bemakelt, also müssen auch wir uns vorsichtig hüten, irgendeinen Lichtschein in diese gefährlichen Abgründe fallen zu lassen. Nein, wer sich in dem einen zu gewiß nicht immer ganz leichter restloser Aufrichtigkeit bekennt, der dürfte auch vor der Nacktheit nicht zurückschrecken, denn zweifellos handelt es sich hierbei doch nur um einen Teilausschnitt — und bei weitem nicht etwa um den heikelsten — des ganzen Aufklärungsproblems. Versuchen wir uns doch einmal klarzumachen, wie das unverklemmte Kind den Körper des Erwachsenen sieht. Die Merkmale, die ihn von dem des Kindes tatsächlich unterscheiden, sind die weibliche Brust und die Behaarung, also Dinge, deren Bedeutung schon jeder halbwegs vernünftige Erzieher dem Kinde ohne Schwierigkeit klarmacht. Alle anderen sind Proportionalunterschiede und werden vom Kinde auch durchaus so betrachtet. Natürlich, darüber muß man sich klar sein, ob man bestrebt sein will, dem Kinde die körperlichen Geschlechtsunterschiede überhaupt zu verheimlichen. Darüber ist dann natürlich kein Wort mehr zu verlieren. Dann gibt's doch nur noch eins: Hände weg von aller Aufklärung und zurück zum guten alten Klapperstorch!

Letzten Endes handelt es sich bei der Stellung zur Nacktheit vielleicht nur um die Gewinnung der eigenen Unbefangenheit. Mag diese nun so leicht oder so schwer erworben sein, wie sie will, sie muß auf das Kind unbedingt als völlige Unbefangenheit wirken. Die Nacktheit der Eltern darf dem Kinde überhaupt nicht erst als etwas Besonderes erscheinen, es soll ihren Körper kennen, ehe es bewußt denken lernt. Gewiß ist es gefährlich, wenn das Kind den Körper der Eltern nur gelegentlich einmal sieht, scheu, flüchtig, viel-

leicht nur teilweise, jedenfalls mit unklaren Gefühlen und Unruhe und Gewissensnot. Und daraus möchte nun Wittels die Forderung ableiten: Das Kind soll die Eltern überhaupt nicht nackt sehen. Zunächst einmal: Ja, ist denn das durchführbar bei den heute mehr und mehr selbstverständlich werdenden Formen und Forderungen der Hygiene und Körperpflege und in Haushaltungen, in denen Eltern und Kinder ohne weitere Menschen in zwei oder drei Räumen zusammenleben? Vielleicht muß es doch einmal mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß auch in solcher Umwelt sehr viele Menschen leben, die es ernst meinen mit ihren Kindern und die auch wissen, um was es geht, ja, daß die Menschen, auf die Wittels bei seinen weiter und tiefer gehenden Forderungen zählt, mindestens ebensosehr in solcher Umgebung zu suchen sind, wie in großen Etagen, umgeben von einer Schar von Hilfspersonal. Wir sind einig mit Wittels, wenn er immer von neuem zu der Forderung kommt: Das Kind muß heraus aus der Familie, dem Kleinhaushalt, in die kindgemäße Umgebung, in das Kinderreich. Aber wir haben das Kinderreich nicht, und wir möchten trotzdem mit unseren Kindern, mit den Kindern der Generation, auf die jetzt im Augenblick alles ankommt, es so gut machen, wie es unter den gegebenen Umständen irgend möglich ist. Und da scheint es uns falsch, vor Gefahren den Kopf in den Sand zu stecken. Wir halten doch auch unsere Kinder nicht von der Straße fern, — oder sollten es jedenfalls nicht tun, — weil ihnen dort Gefahren drohen, sondern wir suchen sie sicher und frei zu machen, damit sie den Gefahren begegnen können. So auch hier: Nicht möglichst wenig soll das Kind seine Eltern nackt sehen, sondern möglichst oft, am besten jeden Tag ganz selbstverständlich und sachlich-neutral bei der gemeinsamen Morgengymnastik. Man kann doch wohl sagen, daß die heutige Elterngeneration zu einem großen Teil schon einen Körper hat, dessen sie froh sein kann, und den sie gern zeigen wird, sobald sie das Grundsätzliche einmal ernsthaft zu Ende gedacht und ihre Bedenken überwunden hat. Für die anderen ist es schwer, und man kann es schon verstehen, wenn sie ihren verbildeten und entarteten Körper verbergen, vor sich selbst, vor allen anderen und vor ihren Kindern ganz besonders. Richtiger und vernünftiger freilich wär's, sie suchten zu bessern, was noch zu bessern ist, und sagten ihren Kindern: „Seht, ich stamme aus einer Zeit, die sich des Körpers schämte, die ihn mißhandelte und verkümmern ließ. Darum ist mein Körper nicht so schön und straff und blühend wie der eure. Ihr aber sollt euren Körper lieben und euch seiner freuen und ihn pflegen als euer kostbarstes Gut." — Sie sollen ihnen Gelegenheit geben, sich so viel wie nur möglich mit ihren jungen Gefährten hüllenlos in Licht und Sonne und Wasser zu tummeln. Der Gedanke der Freikörperkultur erobert ja doch von Jahr zu Jahr neues Gebiet, praktisch und in den Gehirnen, und zweifellos werden wir wohl sehr viel eher und leichter dahin kommen, daß das Kind aufwächst im unbefangenen und zur Alltagsgewohnheit gewordenen Wissen um den Körper, als daß man ihm in weiten Kreisen das viel Tiefergehende zu geben imstande ist: eine Stellung zu den sexuellen Dingen, die durch sicheres Wissen und das Vertrauen auf unbeschränkte Orientierungsmöglichkeit so kühl und überlegen — sicher, ja, gleichgültig geworden ist, wie es bei den hier sonst noch mitwirkenden Kräften überhaupt möglich ist.

Zur Psychologie der Nacktkultur

Von Dr. Heinrich Meng, Stuttgart

Dann und wann werden in der Sprechstunde Beobachtungen mitgeteilt, die Eltern machten, wenn sie ihre Kinder von den ersten Lebensjahren ab teilnehmen ließen bei Nacktbaden und Nacktgymmastik. Eine dieser Mitteilungen lautet folgendermaßen:

Ein Vater berichtet, daß seine nun neunzehnjährige Tochter stets anwesend war, wenn er und seine Frau im Badezimmer badeten und Nacktgymnastik trieben. Er glaubte aus der guten seelischen Entwicklung seiner Tochter annehmen zu dürfen, daß er damit ihr eine Reihe von Konflikten erspart hätte, auch eigentlich sie nie hätte aufklären müssen. — Einige Zeit später kam die Tochter selbst zur Sprechstunde wegen einer Reihe von Beschwerden, wie Schlaflosigkeit, übermäßige menstruelle Blutungen, und berichtete unter anderem, der Anblick der nackten Eltern habe sie stets in einem Maße sexuell gereizt, daß sie Jahre hindurch an Schlafstörungen wechselnder Art und verschiedenen Grades litt. Sie habe schon sehr früh den Versuch gemacht, den Reiz durch Onanie zu überwinden; es sei teilweise gelungen, aber andererseits litt sie sehr stark unter dem Onaniekonflikt. Nach ihrer bewußten Erinnerung onaniert sie vom dritten Lebensjahre fast ununterbrochen bis zum neunzehnten Lebensjahr. Da eine analytische Behandlung nicht stattfand, läßt sich über die unbewußte Verarbeitung der Nacktheitsszenen mit Sicherheit nichts sagen. Einige Träume und passagere Symptome, von denen die Patientin noch nebenbei berichtete und die aus Diskretionsgründen hier nicht weiter veröffentlicht werden können, lassen darauf schließen, daß die Sublimierungsversuche sehr mangelhaft gelungen waren (Schaulust, Exhibitionismus).

*

Die Anhänger der Freikörperkultur beschäftigen sich neuerdings eingehender mit der hier aufgeworfenen Frage. So veröffentlicht Hermann Schmidt in der Zeitschrift „Urania", Heft 1, 1928/29, einen Beitrag, in dem er auch auf Grund der „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie" von Freud den Zusammenhang von Schaulust, Perversion und Schamgefühl kurz bespricht; er kommt zum vorläufigen Schlusse, daß die Nacktkultur eher vor Perversion schützt; „es ist noch kein Fall bekannt geworden, daß die Betätigung von Nacktkultur das normale Sexualziel verdrängt hätte".

Vorher sagt der Autor: „Wir dürfen uns also nicht begnügen mit dem, was die Anhänger der Freikörperkultur über ihr seelisches Erleben ‚wissen', sondern wir müssen ins Unbewußte hinabsteigen, wenn wir unserem Problem näherrücken wollen. Das ist allerdings nur durch Analysen möglich. Es wäre zu wünschen, daß zünftige Psychoanalytiker uns bald und ausgiebig mit ihren Erfahrungen auf unserem Gebiete bekanntmachen würden."

Diese Untersuchung müßte sich auch darauf erstrecken, wie weit „Nacktkultur" als Lebensaufgabe gerade Neurotiker anzieht oder Menschen mit besonders starkem aktivem und passivem Schautrieb vor Neurose durch geordnete Befriedigung des Schautriebs und eine Verbindung mit Muskelerotik geradezu bewahrt.

Über Nacktheit

Von Crista Scheulen, Auggen i. B.

Ein weniges über die Nacktheit von gestern; heute ist ja darin vieles anders geworden in Schule und Haus.

Hätte man uns als Kinder nur das Wort „Nacktheit“ genannt, viele wären rot geworden bis hinter die Ohren, andere hätten ein lüsternes Gesicht gemacht; unbefangen aber hätte keiner es aufgenommen. Nacktheit war Schweinerei; Schweinerei war Todsünde, und hinter der stand die Hölle mit all ihren Schrecken.

Bei uns Katholiken stand und steht heute noch im Kinderbeichtspiegel: Habe ich etwas Unkeusches freiwillig angesehen? Es steht da, dick gedruckt, das Zeichen der Todsünde.

Unkeusch alles: Der kleine Junge, der lustig an einer Straßenecke sein Wässerlein verspritzt; die stillende Mutter; badende Kinder; nicht zuletzt die gesamte sich begattende Tierwelt; selbst die Gottheiten in der Kunstgeschichte, die uns unsere überempfindsame Schulschwester nur in eigener wunderhübscher Bemalung vorführte.

Wie raste man da als kleines Ding fort, wenn eines der vielen anstößigen Dinge einem in den Weg kam! Wie ängstigte man sich an den kritischen Hundetagen! Wie betete man voll Inbrunst, Gott möge einem die Augen mit Blindheit schlagen gegen diese gräßlich unkeuschen Anblicke! War es da ein Wunder, wenn man als Fünfjähriges sich zitternd mit seinem nackten Hinterteilchen an die Wand der Badezelle drückte, weil man sich vor der älteren Gefährtin, die im Badeanzug unter der Brause stand, seiner Nacktheit bewußt wurde und sich zu Tränen schämte? Wenn man als Siebenjähriges nicht ohne Badeanzug in die Badewanne mehr gehen wollte, und immer ängstlich war, die Zimmertüre sei offen und eines der Geschwister könne einen sehen.

Man wuchs heran und lernte, daß Nacktheit und Häßlichkeit gleichbedeutend seien. Unser Lyzeum wurde von Klosterschwestern geleitet, darum war es wohl besonders streng, ja eng in all diesen Dingen. Ich wurde als Zwölfjähriges gescholten, weil ich noch Halbstrümpfe trug; es sei unanständig, seine nackten Beine zu zeigen; und bekam von der Schwester die Kielerbluse bis zum Halse zugesteckt. Trotz der Pflichtstunden in Kunstgeschichte sind wir nie in eine Kunstausstellung geführt worden. Ein Arzt ließ seine Kinder morgens nach dem Waschen nackt turnen; er war verschrien in der ganzen Stadt. Und es war eine G r o ß s t a d t. Mich überkam als Zwölf-, Dreizehnjähriges einmal die Neugier, was denn so Schreckliches um die Nacktheit sei, entkleidete mich vor dem Spiegel und hatte soviel Wohlgefallen an mir, daß ich vor Freude durchs Zimmer tanzte. Dabei überraschte mich meine Mutter. „Pfui! Du Schwein!“ (Sie hat nie in meinem ganzen Leben sonst den Ausdruck gebraucht, aber dies eine Mal machte es in seiner Empörung einen großen Eindruck auf mich.) Sie ging einige Tage lang bekümmert durchs Haus und schickte mich Samstags zur Beichte. Zerknirscht bekannte ich meine Schuld und kam mir bösartiger als ein Lustmörder vor.

Nacktheit ist Todsünde! Nacktheit ist Häßlichkeit! So entließ uns Sechzehnjährige das Lyzeum.

Und dann kam für mich das Internatsleben eines königlich preußischen Seminars. Ich fiel im Juni verspätet da hinein, ging am ersten Sonntag in einem weißen Kleid zur Kommunion, wurde vor den Direktor zitiert und mit den Worten begrüßt:

„Sie haben heute der ganzen Stadt Ärgernis gegeben durch Ihr Kleid. Ich müßte Sie von Rechts wegen aus der Anstalt verweisen, will aber Nachsicht mit Ihnen haben, wenn Sie mir versprechen, das Kleid nie wieder anzuziehen.“ Das ganze Verbrechen bestand darin, daß das Kleid keine langen, sondern, der damaligen Mode entsprechend, Ärmel bis zum Ellbogen hatte. Also war der vom Ellbogen bis zum Handgelenk entblößte Arm etwas Anstößiges, Unanständiges, das eine ganze Stadt in helle Erregung zu versetzen vermochte. Es half nichts, daß ich auf die mittelalterlichen Altargemälde der belgischen und holländischen Schule verwies, die in Fleisch und satten Farben schwelgten und von den Städtern anscheinend doch ehrfurchtsvoll bewundert wurden; es wurde mir nur als Frechheit ausgelegt. Ja, die Angst vor dem nackten Arme ging so weit, daß wir alle Stauchen tragen mußten, im Sommer mehr als eine Qual; und sogar bei einem öffentlich aufgeführten Reigen, „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“, bei dem wir die weißen Kleider mit Heckenröslein besteckten, mußten wir mit weißen, wollenen Stauchen erscheinen. Ich hatte damals ein Intermezzo mit der noch jungen Turnlehrerin, der ich kategorisch erklärte, einen solchen Unfug nicht mitzumachen; da weinte sie und zeigte mir ihr hübsches, weißes Seidenkleidchen mit den ganz verpönten Puffärmeln, zu dem sie selbst auch die entsetzlichen Stauchen trug.

Nacktheit ist Todsünde! Nacktheit ist Häßlichkeit! So entließ uns Neunzehn-, Zwanzigjährige das Seminar; so wurden wir auf die jüngere Generation losgelassen. Und die armen Kleinen haben mich gedauert. Mit einigen Müttern verdarb ich es ganz, als ich auf einem Sommerausflug die Sechsjährigen—(Mädelchen unter sich) —baden ließ. Niemand hatte Badezeug bei sich, weil ich gar nicht vorher geahnt hatte, daß sich eine so köstliche Badegelegenheit ergeben würde. Was war das für ein köstlicher Anblick, diese nackten, geschmeidigen Körperchen, die sich voll Lust den Wellen hingaben; die sich hernach im heißen Sande von der Sonne trocknen ließen. Kein Kind besann sich, seine Kleider von sich zu tun, es war ihnen eine freudige Selbstverständlichkeit; ja, sie konnten gar nicht schnell genug aus ihren Hemdchen heraus. Und das Nachspiel? Man warf mir vor, ich habe das „angeborene Schamgefühl“ der Kinder verletzt. Die Kleinen disputierten öffentlich in der Klasse darüber. Sie kamen in den Beichtunterricht; und da kam es, wie es kommen mußte. Beim sechsten Gebot, dem der Keuschheit, sagte eines strahlend: „Das haben wir alle getan, ‚Unkeusches angesehen‘; damals, als wir nackt gebadet haben.“ Ja, sie alle wollten es dem Beichtvater sagen. — „Nein,“ sagte ich, „das ist nicht nötig, ich habe es dem lieben Gott schon selbst gesagt, und er ist ganz einverstanden mit uns.“ Das wirbelte auch wieder einigen Staub auf.

Diese lieben, armen Industriekinder müssen also den von uns ausgetretenen Weg immer noch gehen. Und daß es auf dem Lyzeum noch genau so ist, wie vor fast zwei Jahrzehnten, ging im letzten Sommer daraus hervor, daß Schülerinnen heimlich der in einem öffentlichen Garten aufgestellten Gestalt von Lehmbruck „Die Kniende“, die von einer ganz wundersamen Zartheit und Neugotik ist, ein Bettuch überhingen, weil „die Nacktheit öffentliches Ärgernis erregte“.

Man könnte ja all diese Dinge belächeln und beiseite schieben, wenn man nicht an die Tragödien dächte, die aus dieser falschen Einstellung hervorgegangen sind und immer noch hervorgehen werden.

Ich hatte und habe immer noch Gelegenheit, Mitschülerinnen als Gattinnen und Mütter zu beobachten. Unsere mehr als prüde Erziehung, gegen die die meisten kein Gegengewicht im Elternhaus fanden, wirkt sich heute übel aus. Da stehen sie in der Ehe; Sexualität ist ihnen Nacktheit im letzten, im dunkelsten Sinne. Die

Gattenliebe ist ihnen tierisch, brutal, etwas Feindliches, das sich in ihr Leben drängte und mit dem sie nun nicht fertig werden. Vorlust im ehelichen Beisammensein ist ihnen „Schweinerei"; den Akt selbst dulden sie als notwendiges Übel, „weil man doch Kinder haben will"; werden sie einmal von der Leidenschaft des Mannes hingerissen, sind sie hernach beschämt und fühlen sich schuldig. Die Kinder werden meist sehr zärtlich geliebt, sie sind die „Engel im Schmutz des Ehelebens". Aber nackt darf auch das Kind nicht sein. Wenn es sein Hemdlein von sich tut im unbewachten Augenblick und die freien Gliederchen tummelt, ist es ein „kleines Schwein" und man ängstigt sich, was da für böse, verhängnisvolle Dinge sich äußern. Ein Luft- und Sonnenbad wird ihnen nur im Badeanzug erlaubt. Und wenn man diesen Müttern sagt, was für ein entsetzlich unanständiger Kerl doch der liebe Gott sein müsse, der lauter so anstößige Dinge ausdachte und in ihrer ganzen strahlenden Nacktheit mitten in die heilige Scham seiner geliebten Kinder setzte, dann weisen sie einem entrüstet die Türe.

Wie wohl tut es da, wenn man einen Blick auf die übrige, weniger prüde Menschheit werfen darf, die ungehemmter aufgewachsen ist und ihren Kindern Ehrfurcht und Freude vor dem gesunden, schönen Körper eingibt. In der heutigen Körperkultur mag es Übertreibungen und Einseitigkeiten geben, aber das eine ist gewiß, sie räumt mit einem alten, bösen Übel auf. Warum denn die Kleinen nicht in ihrer holdseligen Nacktheit in Garten und Wiese tummeln lassen? Warum nicht mit ehrfürchtigen Blicken vor guten Akten in Kunstausstellungen stehen? (Man muß nur einmal beobachten, wie viele sich schaudernd wenden, oder sich nur in heimlicher Lüsternheit den Anblick eines Aktes erlauben.) Warum keine ehrliche Freude über wohlgepflegte, gutgewachsene Männer- und Frauenkörper? Ach, ja, und warum sollte es nicht zu erreichen sein, daß der Liebende der Geliebten Nacktheit als eine überaus köstliche Gabe, als eine Gnade empfängt?

Triebleben und Charakter

Über die Bedeutung der psychoanalytischen Psychologie für die Erziehung

Von Dr. Carl Müller-Braunschweig, Berlin

I

Die Erziehung ist eine Kunst, die in ihrer Theorie, der Erziehungslehre, sowohl eine Rechtfertigung wie eine Hilfe sucht. Die Psychoanalyse ist sowohl eine Wissenschaft als eine Kunst, eine psychologische Wissenschaft vom Menschen, die bis jetzt vor allem in der Kunst der Behandlung des kranken Menschen, in der Heilkunst, ihre hauptsächliche praktische Anwendung findet. Der Doppelcharakter der Psychoanalyse als Wissenschaft und als Kunst wird uns erhoffen lassen, daß sie sowohl der Erziehungslehre, wie der Erziehungskunst Hilfe leisten kann.

Eine Wissenschaft, und zwar eine empirische Wissenschaft, sucht Tatsachen eines bestimmten Wirklichkeitsbereiches und deren Gesetzmäßigkeiten zu erforschen; eine Kunst hat darüber hinaus praktische Ziele der Gestaltung.

Wir befinden uns jetzt wieder in einer Periode der Erziehungslehre und Erziehungskunst, in der die Priorität intimer, vor allem psychologischer Kenntnis des Erziehungsobjektes vor jeder Festlegung auf bestimmte Erziehungsziele eindringlich betont wird. Dieser gegenwärtige Zug der Pädagogik erleichtert es der Psychoanalyse, zu sagen, was sie der Erziehungslehre und Erziehungskunst beizustellen vermag.

Die Psychoanalyse hat ihre Einsichten über den kindlichen Menschen in erster Linie durch ihre therapeutischen Bemühungen am Erwachsenen gewonnen. Jedoch ist die Befürchtung unbegründet, daß diese Kenntnisse in Richtung einmal auf den Kranken und ein andermal auf den erwachsenen Menschen verfälscht seien, denn alle die auf therapeutischem Wege und bei der Behandlung des Erwachsenen gewonnenen Einsichten konnten im Laufe der Entwicklung der Psychoanalyse am gesunden Erwachsenen und am gesunden Kinde bestätigt werden. Diese Einsichten, soweit sie für unser Thema von Bedeutung sind, belaufen sich hauptsächlich auf folgende Punkte:

1) Eine Beeinflussung des Menschen, die seine andauernde Veränderung zur Wirkung hätte, ist auf dem Wege des direkten Appells an seinen bewußten Willen allein nicht zu erreichen, sondern hat nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn es gelingt, auch das unbewußte Vorstellungs- und Willensleben und in letzter Basis sein unbewußtes Triebleben zu beeinflussen.

2) Die Beeinflußbarkeit und Erziehbarkeit des Menschen und damit die Mittel und Ziele der Erziehung sind in jedem Alter, vom Neugeborenen an bis zum Erwachsenen, durchaus verschieden, weil sie unablöslich mit der jeweiligen Entwicklungsstufe verbunden sind.

3) Die jeweilige Entwicklungsstufe des kindlichen und jugendlichen Menschen sowie auch des Erwachsenen ist niemals allein durch die Feststellung seiner bewußten seelischen Äußerungen zu umschreiben, sondern letztlich nur zu verstehen durch die jeweilige Form seiner Trieborganisation. Der elementare Unterbau der Entwicklung der seelischen und geistigen Funktionen bildet eine gesetzmäßige, durch bestimmte Phasen gekennzeichnete Entwicklung von einfacheren zu höheren Organisationen des Trieblebens.

II

Wir wollen uns den von der Psychoanalyse beschriebenen Entwicklungsweg des Trieblebens und seinen Zusammenhang mit der Entwicklung des Charakters genauer ansehen, um zu entscheiden, ob diese Einsichten für die Erziehung dienstbar gemacht werden können. Die Psychoanalyse teilt die Triebe des Menschen in zwei Gruppen, in Ich- oder Selbsterhaltungstriebe und Sexualtriebe. Mit dem Ausdruck Sexualtrieb bezeichnet sie nicht nur diejenige Tendenz, die an das Genitale anknüpft, sondern sie umfaßt damit einen ganzen Komplex von Triebtendenzen und leitet das Recht, sie

alle unter den Oberbegriff Sexualtrieb zu bringen, davon her, daß sie alle als Teilstrebungen einer entwicklungsgeschichtlichen Einheit zu betrachten sind, deren dominierendes Element und Entwicklungsziel die genitale Tendenz auf ein Objekt des anderen Geschlechts darstellt. Entwicklungsgeschichtlich betrachtet, sind die anderen, außergenitalen sexuellen Triebtendenzen als „prägenitale" zu bezeichnen, d. h. sie sind im Verhältnis zu der genitalen Endstufe der Triebentwicklung als Vorstufen aufzufassen. Vor der Ausbildung der genitalen Sexualität dominiert in der Trieborganisation nicht die genitale Tendenz, sondern im ersten Lebensjahr z. B. die orale Tendenz, d. h. das Triebleben des Säuglings wird beherrscht durch eine vorwiegend an die Betätigung der Mundzone geknüpfte Lust. Neben der oralen Lust ist das Triebleben des Säuglings wie auch noch des Kleinkindes charakterisiert durch das Nebeneinanderbestehen einer Reihe anderer Lusttendenzen, der Lust an den Ausscheidungsvorgängen und den Ausscheidungsprodukten, der Schau- und Zeigelust und der Zerstörungslust. Die Lust an den Erregungen und am Besitz des Genitale ist ebenfalls vorhanden, aber noch nicht den anderen Tendenzen über-, sondern ihnen noch nebengeordnet. Während in der als oral bezeichneten Organisationsstufe die Trieblust der Mundzone dominiert, kann eine spätere Organisationsstufe als anale oder anal-sadistische bezeichnet werden, weil in ihr die Afterzone und ihre Betätigung und andererseits eine aggressive Tendenz unter den übrigen Triebäußerungen die Führung hat. Erst wenn die genitale Zone den herrschenden Platz im Zusammenspiel der Tendenzen einnimmt, ist die Endorganisation erreicht. Die genitale Organisation muß normalerweise nach der Pubertät endgültig hergestellt worden sein. Sie ist im erstmaligen Ansatz bis zu einem gewissen Grade bereits um das vierte bis sechste Jahr (vor dem Eintritt in die sogenannte „Latenzzeit", die bis zur Vorpubertät andauert) erreicht worden und muß normalerweise durch die Pubertät endgültig befestigt werden.

Mit dieser entwicklungsgesetzlichen Stufenfolge der Trieborganisationen geht eine gesetzmäßige Verknüpfung der Triebtendenzen mit bestimmten Objekten einher. Das erste Objekt, auf das sich die Triebregungen richten, ist bei beiden Geschlechtern die Mutter, im besonderen die Mutterbrust. Von der Mutter aus werden die Triebrichtungen auch auf das Vaterobjekt übertragen und weiterhin auf Geschwister, Spielgefährten, Lehrpersonen u. a. Die dominierenden Objekte bleiben zunächst die Eltern. Normalerweise müssen aber diese als Triebobjekte aufgegeben und als solche spätestens in der Pubertät durch Objekte außerhalb der Familie ersetzt werden.

III

Wie wir bereits oben erwähnten, steht die Entwicklung der Persönlichkeit, des Charakters, mit der eben skizzierten Entwicklung des Trieblebens in engem Zusammenhang. Den verschiedenen Trieborganisationen entspricht die Ausbildung bestimmter Charakterzüge. Je nachdem, welche Bedeutung

bestimmte Trieborganisationen in der Entwicklung des Einzelnen gehabt haben, je nachdem, in welchem Maße Triebtendenzen, die normalerweise durch eine höhere Organisationsstufe überwunden werden müssen, in geringerem oder größerem Ausmaße erhalten geblieben sind oder nachdem sie bereits unwirksam geworden schienen, durch eine rückläufige Entwicklung (regressiv) wiederbelebt wurden, je nachdem erscheinen oder fehlen im Ich des Erwachsenen bestimmte Charaktereigentümlichkeiten. So kann z. B. ein Mensch, der aus inneren oder äußeren Gründen ein Stück seiner oralen Organisationsstufe nicht völlig überwunden hat oder der durch ein späteres Schicksal von höheren Stufen auf sie zurückgeworfen wurde, bestimmte Charakterzüge zeigen, die man als orale Charakterzüge bezeichnen kann. Er kann z. B. eine Tendenz zeigen, die man bei Säuglingen scherzhaft als „Habenhaben" bezeichnet. Er ist ständig darauf eingestellt, Ansprüche zu machen, nie gesättigt, macht den Eindruck eines Säuglings, der schwer beleidigt ist, weil er nicht sofort die Brust oder die Flasche bekommt. Andere kann man aus dem Grunde als ewige Säuglinge bezeichnen, weil es ihnen nie gelingt, sich auf sich selbst zu stellen, sich selbst zu ernähren. Es ist, wie wenn sie ein für allemal die Situation des Gesäugtwerdens an der Mutterbrust festhalten müßten.

Die eben vorgebrachten Beispiele könnten den Eindruck erwecken, als ob Charakterzüge, die den prägenitalen Trieborganisationen entsprechen, lediglich abwegige oder krankhafte Züge wären. Das ist nicht so; auch der normale und gesunde Mensch hat Charakterzüge aufzuweisen, die aus den Vorstufen der endgültigen Trieborganisationen stammen. Das kommt daher, weil die Überwindung der prägenitalen Organisationsstufen auch normalerweise niemals eine vollständige ist, sondern prägenitale Tendenzen nicht nur im Sinne von Fremdkörpern und Entwicklungshemmungen, sondern auch im Sinne sozusagen positiver Bausteine in die Endorganisation hinübergenommen werden.

Wir wollen das an Beispielen analer Charakterzüge zeigen. Ehe wir das tun, müssen wir noch auf ein zweites Moment hinweisen, das wir an den selben Beispielen illustrieren werden. Wenn wir von oralen oder analen Charakterzügen sprechen, so ist das nicht so zu verstehen, als ob die einen wie die anderen ein jeweils widerspruchsloses und einheitliches Bild ergäben. Das ist nicht der Fall. Der orale wie der anale Charakter bilden aber trotzdem eine Einheit, nur daß diese Einheit keine deskriptiv-phänomenale, sondern eine genetische ist.

Nun zu den Beispielen. Die psychoanalytische Untersuchung vieler Menschen hat gezeigt, daß z. B. eine Fähigkeit, Liebe und Sorgfalt auf bestimmte Gegenstände zu verwenden — seien es Blumen oder Bücher oder Kunstdinge oder auch ihrer Obhut anvertraute Kinder — in letzter Wurzel zurückgeht auf die Liebe des kleinen Kindes zu dem ersten Gegenstand, der ihm lieb und wert ist, weil es ihn selbst produziert, zu seinem Stuhl. Wir sehen also hier den Fall eines als positiv, normal und gesund zu bewertenden Charakterzuges. Ebenfalls aber auf eine anale Basis läßt sich in den meisten Fällen eine Tendenz zum Hinauszögern praktischer Erledigungen

zurückführen. Es läßt sich zeigen, daß dieser Zug, der im Gegensatz zu dem eben erwähnten als mindestens nicht normal, in vielen Fällen als krankhaft zu bezeichnen ist, zurückgeht auf das bei Kindern sehr häufig vorzufindende und offenbar Lust bringende Spiel, das Stuhlgeschäft nicht sogleich zu erledigen, sondern hinauszuzögern und den Stuhl kürzere oder längere Zeit zurückzuhalten.

Ein Grund dafür, daß ein triebgenetisch zu verstehender Begriff, wie der anale Charakter, phänomenal-deskriptiv sehr widerspruchsvoll oder gegensätzlich aussehen kann, liegt u. a. in folgendem: Die Charakterzüge können nämlich sowohl direkte Übersetzungen von Tendenzen aus der Triebebene in die Charakterebene sein (Sublimierungen, d. h. Ersetzungen des primärsexuellen [analen, urethralen usw.], Objektes oder Zieles durch nicht-sexuelle Objekte oder Ziele), als auch Tendenzen, die erst reaktiv als Gegensatzbildungen aus primären Triebtendenzen entstanden sind (Reaktionsbildungen). Wir werden hier sogleich zur Erläuterung Beispiele bringen. Eine primäre anale Triebtendenz ist die Lust des Kindes an seinen Ausscheidungsprodukten, insbesondere an seinem Stuhl. Eine direkte Übersetzung dieser primären kindlichen Schmutzlust in die Charakterebene ergibt den Hang zur Unordnung. Im Laufe der Entwicklung und unter Nachhilfe der Erziehung bildet sich reaktiv zu dieser primären Schmutzlust eine gegensätzliche Tendenz aus, die in der Übersetzung in die Charakterebene dort als Liebe zur Reinlichkeit und Sauberkeit, als Ordnungs- und Organisationslust auftritt.

Ein anderes zum Begriff des analen Charakters gehörendes Tendenzenpaar bezieht seine Gegensätzlichkeit nicht aus dem Unterschied von Sublimierung und Reaktionsbildung, sondern aus der Gegensätzlichkeit der primär-analen Strebungen, aus denen beide Charakterzüge durch Sublimierung hervorgegangen sind. So gehören — genetisch — sowohl Sparsamkeit einschließlich deren Steigerungen bis zum Geiz (welche Züge auf die Tendenz zur Zurückhaltung des Stuhles zurückgehen), als auch deren Gegenteil, die Lust am „Geschenke"-Machen (bis zur Verschwendung), die auf die primäre Lust an der Exkretproduktion zurückgeht, zum Begriff des analen Charakters.

Wir wollen der Vollständigkeit und Klarheit halber hier die historische Notiz anbringen, daß erstmalig der Zusammenhang zwischen bestimmten Charakterzügen und bestimmten Triebtendenzen von Freud im Jahre 1908 in der Arbeit „Charakter und Analerotik" behandelt worden ist.[1] Diese Arbeit verfolgt die Herkunft einer häufig vorkommenden Trias von Charakterzügen, nämlich die von Ordentlichkeit, Sparsamkeit und Eigensinn. Dieses Zusammen von Charakterzügen bezeichnete Freud damals als „analen Charakter", welche Bezeichnung nicht den soeben entwickelten, Gegensätzliches umfassenden, genetischen Sinn hat, sondern einen deskriptiv-phänomenal umrissenen. Dieser Begriff ist also gegenüber dem von uns vorher entwickelten der engere.

---

1) Freud, Gesammelte Schriften, Bd. V.

IV

Verlassen wir zunächst das Thema des Zusammenhangs zwischen Triebentwicklungsphasen und Charakterbildung und wenden wir uns einem anderen Gedankengang zu. Überblicken wir psychoanalytisch die Entwicklung des Trieb- und Wunschlebens des Menschen, so können wir sagen, daß dieses durch eine lange Reihe von Vorgängen gekennzeichnet ist, die den Charakter von „Verzichten" haben. Immerfort, von Geburt an, steht der kleine Mensch und später der große vor der Aufgabe, eine alte, liebgewordene Position zugunsten einer neuen, ihm zunächst fremden zu verlassen. Die alten, liebgewordenen Positionen können bestehen in bestimmten Triebäußerungsformen oder auch in der Beziehung zu einem bestimmten Objekt sowie in der Verknüpfung von beiden. So hatte der Säugling auf das Saugen an der Mutterbrust zu verzichten zugunsten der Flasche und später wiederum auf die Flasche; so hat das kleine Kind auf die Lust, mit seinem Stuhl und Urin nach vollem Belieben zu verfahren, zu verzichten und sich bestimmten Gesetzen von Zeit und Ort unterzuordnen. So muß es auch seine ungehemmte Schau- und Zeigelust unterdrücken, muß lernen, die kindliche Zerstörungslust aufzugeben und beim Gehenlernen auf die Lust am Getragen- oder Geführtwerden zu verzichten und damit gleichzeitig ein Stück intimster Nähe des bedeutendsten Liebesobjektes, nämlich der Mutter, zu opfern zugunsten der ihm zunächst noch unbekannten, gefährlich anmutenden und erst mit gelingenden Versuchen sich als lustvoll erschließenden freien und selbständigen Bewegung.

Von zentraler Bedeutsamkeit für eine günstige Entwicklung zum Erwachsenen ist derjenige Komplex von Verzichten, der mit dem Verhältnis der kindlichen Triebregungen und Wünsche zu den ersten liebgewordenen Objekten, den Eltern, zu tun hat. Gelingt es dem Kinde nicht, seine Triebregungen und Wünsche in einem genügenden Ausmaße aus der Verknüpfung mit den Elternobjekten, genauer gesagt, aus der Verknüpfung mit den unbewußt wirkenden Vorstellungsbildern der Eltern zu lösen, so wird es ihm sowohl zumindest sehr schwer fallen, als Erwachsener einen ihn voll befriedigenden Liebespartner zu finden, als er auch mehr oder minder ein Stück kindlicher Unselbständigkeit bewahren und nicht recht zur Ausbildung eines selbständigen Gewissens, selbständiger Kritik kommen wird. Der Ödipuskomplex, d. h. der Komplex aller auf die Eltern gerichteten kindlichen Triebregungen und Wünsche, muß in weitem Ausmaße zugrunde gehen, wenn er nicht der Herd schwerer Beeinträchtigung des späteren Lebens werden soll. Wenn z. B. das kleine Mädchen es nicht fertig bringt, auf den typischen, wenn auch von den Erwachsenen selten bewußt erinnerten Wunsch, vom Vater ein Kind zu bekommen, zu verzichten, so wird es als Erwachsene in den meisten Fällen nicht nur eine Hemmung, ja Abneigung gegen die natürliche Aufgabe der Frau zeigen, Kinder zu gebären, sondern sie wird auch auf der geistig-beruflichen Ebene in ihrer Entfaltung und Leistungsfähigkeit Gefahren ausgesetzt sein.

Wollten wir die hier kurz angedeuteten Einsichten, die die Trieb- und Wunschentwicklung des Menschen als eine Reihenfolge von Verzichtleistungen erscheinen lassen, für das Problem der Erziehung auswerten, so müßten wir die Fragen zu beantworten suchen: An welche Bedingungen ist ein möglichst völliges Gelingen dieser Verzichtsleistungen geknüpft, und sind diese Bedingungen durch aktive Maßnahmen einer Erziehung herzustellen oder zu unterstützen, oder ist es zumindest möglich, Einflüsse, die diese Bedingungen schädigen könnten, von ihnen fernzuhalten?

V

Für den Begriff der Verzichtsleistung könnten wir in unserem Zusammenhang auch den Begriff der A n p a s s u n g setzen; handelt es sich doch bei jedem dieser Verzichte um die Anpassung an eine neue Situation, bestehe diese nun in einer neuen Triebbetätigung oder in der Beziehung zu einem neuen Objekt. Untersucht man die Bedingungen dieser Verzichts- oder Anpassungsleistungen, so findet man zunächst, daß es keine sind, die der kleine Mensch erstmalig in diesem seinem eigenen Leben, also rein ontogenetisch, zu vollziehen hat, sondern daß die Disposition zu diesem Vollzug bereits als Erbstück seiner Vorfahren in ihm liegt, oder anders ausgedrückt, daß seine ontogenetische, einzelgeschichtliche Anpassungsleistung bereits phylogenetisch, stammesgeschichtlich, in ihm vorgezeichnet liegt. Für die Erziehung erwüchse aus dieser Einsicht die Forderung, die Spontaneität dieser Entwicklungstendenzen nicht zu stören und diese höchstens, soweit — was noch zu untersuchen wäre — dazu Möglichkeiten vorhanden sind, vorsichtig zu unterstützen, auf keinen Fall aber den Versuch zu machen, sie zu forcieren.

Jedoch müssen wir zugestehen, daß die Ablehnung erzieherischer Gewaltmaßnahmen uns durch die bloße Berufung auf die immanente Entwicklungsdisposition theoretisch nicht genügend fundiert erscheint und wir noch andere, weiter ausholende Betrachtungen benötigen werden, um hier zu größerer Klarheit zu kommen.

Wir werden hier zunächst in Betracht ziehen müssen, daß die sowohl auf Triebregungen wie auf Objekte gerichteten kindlichen Verzichte fast ausschließlich durch die Vermittlung von Erzieherpersonen geschehen, die zumeist mit den Objekten identisch sind, auf die das Kind zu verzichten hat. Wir hätten also die Frage zu beantworten: Welche Rolle spielt das vermittelnde Objekt bei der Verzichtsleistung? Die Psychoanalyse richtet ihr Augenmerk hier auf eine alte Einsicht, daß das Kind „aus Liebe zu" oder „aus Furcht vor" dem Erzieher eine Leistung vollbringt.

VI

Hier ist der Ort, auf die psychoanalytischen Theorien von der S t r u k t u r d e s p s y c h i s c h e n O r g a n i s m u s einzugehen, und zwar in der Ausgestaltung, die sie in den letzten Jahren erfahren haben. Nach ihnen besteht

der psychische Organismus in der Hauptsache aus drei miteinander, oft aber auch durch- und gegeneinander arbeitenden Systemen, von Freud das Ich, das Es und das Über-Ich genannt. In den Hauptzügen skizziert, bildet das Es einen undifferenzierten, unbewußten Mutterschoß aller seelischen Regungen, im besonderen der elementaren Triebregungen, das Über-Ich eine kritisierende, wertende, auswählende und dirigierende Instanz und schließlich das Ich eine Art Ausgleichsorgan, das außer der Aufgabe, zwischen den Ansprüchen des Trieblebens, des Es, und denen des Gewissens, des Über-Ichs, zu vermitteln, die bedeutsame Funktion hat, der Außenwelt zugewandt zu sein und die Wahrnehmungen und Forderungen dieser Außenwelt mit denen des Es und des Über-Ichs in Einklang zu bringen.

Über die Herkunft des Über-Ich hat die Psychoanalyse, gestützt auf ihre praktischen Untersuchungen, folgendes zu berichten: Das Über-Ich, eine innerseelische Instanz, verdankt seinen Ursprung äußeren Mächten; es ist stammesgeschichtlich wie einzelgeschichtlich das Produkt einer Anpassung an Gewalten der Außenwelt. Diese sind in der Einzelgeschichte repräsentiert vor allem durch die Eltern, in späterer Folge durch Erzieher und Lehrpersonen, aber auch durch Gleichaltrige, soweit diese im ganzen oder in einzelnen Zügen als Vorbilder oder Ideale betrachtet oder als Macht respektiert werden. Das Über-Ich ist — stammesgeschichtlich wie einzelgeschichtlich — ein Differenzierungsprodukt des Ichs anläßlich der Nötigung zu einer Anpassung an eine äußere Autorität. Durch diese Anpassungsleistung wird also eine äußere Macht zu einer inneren. Wie geschieht dies? In der Hauptsache, so antwortet die Psychoanalyse, durch den Prozeß der sogenannten Identifizierung. Das Kind identifiziert sich mit Vater und Mutter, soweit ihm diese einen bestimmten Komplex von Geboten und Verboten, Wertungen und Idealen repräsentieren. Man kann auch mit dem psychoanalytischen Terminus sagen, das Über-Ich entstehe durch Introjektion, d. h. durch Hineinnahme, Einverleibung der Objekte, insbesondere der Eltern. In den letzten Jahren der psychoanalytischen Forschung, ausgehend von Freuds Arbeit „Das Ich und das Es", hat man die Vorgänge der Entstehung des Über-Ich als in engem Zusammenhang mit derjenigen Phase stehend erkannt, die durch den Höhepunkt der Ödipussituation und den „Untergang des Ödipuskomplexes" charakterisiert ist. Wir wollen aber die sehr schwierigen und komplizierten Verhältnisse dieser Zusammenhänge hier nicht näher verfolgen, sondern uns in der Hauptsache auf die Einsicht beschränken, die einmal in der Anerkennung des Vorhandenseins der Über-Ich-Instanz besteht und zweitens in der genetischen Zurückführung dieser Instanz auf ehemals äußere Gewalten, in der Hauptsache die Eltern.

Wir werden es ohne weiteres verstehen können, wenn wir behaupten, daß die Art und Weise, wie im Erwachsenen sich die verschiedenen psychischen Systeme zu einander verhalten werden, insbesondere wie sich das Über-Ich zum Ich und Es verhält, davon abhängig und davon bestimmt sein wird, wie sich seinerzeit die äußeren Vorbilder und Vorläufer des Über-Ichs,

also vor allem die Eltern, zum Kind und das Kind sich zu diesen verhalten hat. Wir würden uns also nicht sehr verwundern, wenn wir über die Kindheitsgeschichte eines Menschen, dessen Über-Ich mit grausamer Überstrenge gegen sein Ich und Es vorgeht, vernehmen würden, daß er eine Mutter oder einen Vater gehabt hat, die das Kind von früh an mit strengen Geboten und Verboten bedacht haben. Nun zeigen allerdings durchgeführte Analysen, daß die genetischen Zusammenhänge selten so einfach und durchsichtig liegen wie in diesem Fall. Z. B. kann eine der eben geschilderten direkt entgegengesetzte Erziehung zu einer ganz ähnlichen Über-Ich-Bildung führen, d. h. ein Kind, das, wie man sich auszudrücken pflegt, von Grund auf „verwöhnt" wurde, dessen Trieb- und Wunschleben einer ständigen Nachgiebigkeit von seiten der Erzieher begegnete, kann gleichwohl im späteren Leben ein ebenso grausames und strenges Über-Ich entwickeln, wie wir es im ersten Fall darstellten. Der scheinbare Widerspruch löst sich, wenn man durch die Analyse erfährt, daß dieses Kind, dessen Triebhaftigkeit infolge der Nachgiebigkeit der Eltern überwucherte, in demselben Maße stärker als ein normal erzogenes Kind, gleichsam aus Angst vor seiner gesteigerten Triebhaftigkeit und zum Schutz gegen sie, in seinem Ich reaktiv gegen die übermächtigen Triebwünsche ein strenges Über-Ich aufrichten mußte. Auf eine dritte Herkunft der sadistischen Strenge des Über-Ichs, über die Freud in „Das Ich und das Es" spricht, kann ich hier nur hinweisen.

VII

Wenn wir die Frage beantworten wollen, welches denn wohl das normale und gesunde Verhältnis zwischen dem Über-Ich und den anderen Instanzen des seelischen Organismus sein mag, so können wir vom Studium des sogenannten Gesunden ausgehen, wir können aber auch gewisse pathologische Erscheinungen ins Auge fassen. Diese, z. B. die Manie, die Melancholie und die Zwangsneurose, bieten uns gleichsam groteske Vergrößerungen der verschiedenen Modifikationen im Verhältnis des Über-Ichs zu den anderen Instanzen dar. In der Manie hat sich das Ich erfolgreich gegen das Über-Ich aufgelehnt, hat es überwältigt, hat es in sich einbezogen und sich dadurch seiner entledigt; es ist den lästigen Kritiker und Erzieher losgeworden; es befindet sich so in einem Rausch von Freiheit und Selbstmächtigkeit.

Hingegen ist das Ich des Melancholikers ohnmächtig einem ständig anklagenden und ihm Vorwürfe machenden Über-Ich ausgeliefert.

Anders und verwickelter noch liegen die Dinge bei der Zwangsneurose. Hier ist das Ich eingekeilt zwischen den strengen Forderungen des Über-Ichs und den ständigen Ansprüchen des Es. Es möchte vor den Augen des ersteren bestehen, kann es aber nicht unterlassen, mit dem zweiten zu paktieren. Die Folge ist, daß sich die Ansprüche beider immer mehr verstärken und das Ich immer von neuem auf Mittel und Wege sinnen muß, den widerstreitenden Ansprüchen durch Kompromisse zu entgehen.

Wir können aber das Verhältnis zwischen dem Über-Ich und den anderen Systemen auch am normalen Fall studieren. Wir werden dann finden können, daß das Ich und das Über-Ich dort am besten aufeinander eingespielt sind, wo eine leise Anregung des Über-Ichs genügt, daß das Ich ihm folge. Nicht dort, wo das Gewissen überlaut schreien muß, liegt eine ideale Funktion vor, sondern nur dort, wo der sachlich überzeugende Inhalt genügt. Auch das Ich, das immer unter dem Drucke eines schweren Schuldgefühls steht, hat ein „schlechtes Gewissen", d. h. ein schlechtes Über-Ich, ebenso dasjenige, das immer nur mit schwerer Mühe, sozusagen nur „schwitzend" den Forderungen seines Über-Ichs nachkommen kann. Aber auch das Ich, das ständig nur in einer idealen Welt, in einer Phantasiewelt idealer Forderungen lebt und dabei gar nicht merkt, wie sehr sein reales Handeln mit dieser in Widerspruch steht, zeigt damit an, daß das Verhältnis zwischen seinem Über-Ich und den anderen Systemen kein gut funktionierendes ist.

Man könnte sagen, das ideale Verhältnis des Über-Ichs zu Ich und Es sei eines des kleinsten Aufwands. Es komme immer darauf an, daß es mit einem minimalen Kräfteaufwand einen maximalen Erfolg herbeiführe. Es handle sich beim Über-Ich immer nur um ein Dirigieren von Kräften, ein Auslösen, ein Richtunggeben gegenüber bereits vorliegenden Kräftemengen. Für eine solche nur auslösende Funktion müsse normalerweise ein minimaler Kräfteaufwand genügen; wo er nicht genügt, sei damit angezeigt, daß etwas nicht in Ordnung sei, daß z. B. hindernde Gegenkräfte im Spiele seien.

Wenn man nun die Frage stellt, welcher Art wohl die Kräfte sind, die — in kleinsten Mengen — den Energieaufwand bestreiten, durch den das Über-Ich wirkt, so können wir zur Beantwortung auf niemand Geringeren als auf Kant zurückgreifen. Kant sagte, daß das eigentümliche Gefühl, das wir dem moralischen Gesetz gegenüber empfinden, weder allein durch Liebe noch allein durch Furcht charakterisiert sei, trotzdem es zweifellos von beiden Gefühlen Analoges enthalte.[1] Es sei vielmehr gleichsam ein Gemisch von beiden, das man nicht besser als durch den Begriff der Achtung bestimmen könnte.

Kant hat mit dieser Darstellung des gefühlsmäßigen Verhältnisses des Ichs zum Über-Ich nicht allein den Charakter dieses Gefühls, sondern zugleich dessen Genese skizziert. In der Tat sind Liebe und Furcht die beiden Gefühlsregungen, durch die das Urbild und die Vorstufe des Über-Ichs, die Erzieher, vor allem die Eltern, bestimmenden Einfluß auf das Kind haben.

Hier sind wir, ausgehend von der Betrachtung einer idealen Beziehung zwischen dem Ich und seinem Über-Ich, rückläufig zu der Betrachtung der Beziehung zwischen dem kindlichen Ich und seinem Erzieher gelangt,

---

1) Kant, Grundlegung zur Metaphysik der Sitten (1. Abschnitt). Akademie-Ausgabe der Ges. Schr. Bd. IV. S. 401.

die wohl das Geheimnis aller wahren Erziehungskunst enthält: wenn wir das ideale Verhältnis zwischen Ich, Es und Über-Ich dort verwirklicht sehen, wo das Über-Ich mit einem minimalen Kräfteaufwand zu maximalen Erfolgen kommt, so sehen wir uns damit zugleich vor die alte, in der Theorie einfache, in der Praxis schwere Einsicht gestellt, daß diejenige Erziehung die beste ist, die mit den kleinsten Dosen arbeitet, mit den kleinsten Dosen von Liebe und Furcht.

Wir können in eine eingehende Diskussion dieser fundamentalen pädagogischen Einsicht an dieser Stelle nicht eintreten, sondern werden auf sie zweckmäßig erst später zurückkommen. Vorgreifend wollen wir jedoch folgendes bedenken. Welches sind die Hauptnachteile, die aus nichtgenügender Beachtung jenes Satzes von den kleinsten Dosen erwachsen? Wir können diese Frage dahin beantworten, daß wir sagen, daß, je größer die Dosen an Liebe nnd Furcht waren, mit Hilfe derer das Kind den Geboten des Erziehers zu folgen vermochte, um so größer auch der Kräfteaufwand des Erwachsenen bei der Verfolgung der Direktiven seines Gewissens sein werde, und daß er um so eher Gefahr laufe, zu versagen, sobald die für ihn nötige Kräftemenge nicht zur Verfügung steht. In den meisten Fällen wird es so sein, daß er immer noch eine Art Elternersatz nötig hat, dem er das von seinem Gewissen Geforderte gleichzeitig sozusagen „zuliebe" tut. Oder er hat einen abnorm betonten, forcierten religiösen Glauben nötig, um vor seinem Gewissen zu bestehen.

Man kann die Folgen eines Zuviel an Liebe bereits beim ganz kleinen Kinde studieren. Ist z. B. der Übergang vom Nässen zur Sauberkeit abhängig gewesen von einer besonders starken zärtlichen Beziehung zu einer Pflegeperson, so kann man oft in dem Falle, wo diese Pflegeperson einer anderen den Platz zu räumen hat, die Erfahrung machen, daß das Kind plötzlich wieder in die Gewohnheit des Nässens zurückfällt.

VIII

Anstatt zu versuchen, die Frage zu beantworten, inwieweit psychoanalytische Einsichten im einzelnen eine praktisch-pädagogische Anwendung gestatten, werden wir gut tun, die bisherige Linie weiter zu verfolgen, die sich darauf beschränkt, die psychoanalytischen Erkenntnisse über den normalen Entwicklungsweg des menschlichen Trieblebens, seines Charakteraufbaus und der normalen Funktionen des seelischen Organismus zu skizzieren. Vervollständigen wir zunächst das über die Triebentwicklung Gesagte. Wir stellten diese als eine gesetzmäßige Aufeinanderfolge von Trieborganisationen dar.

Die psychoanalytische entwicklungsgeschichtliche Betrachtung wird uns noch deutlicher werden, wenn wir die möglichen Fehlentwicklungen, denen das Triebleben ausgesetzt sein kann, verfolgen. Diese Fehlentwicklungen sind zunächst zu bezeichnen durch die Begriffe der Fixierung, der Regression und der Verdrängung. Bleibt eine Triebäußerung, — um

das bereits oben Gesagte hier zu wiederholen, — die normalerweise innerhalb einer höheren Organisationsstufe keine oder eine nur untergeordnete Rolle zu spielen hätte, oder die sich auf dieser höheren Stufe zum größten Teil in Sublimierungen oder Reaktionsbildungen umgesetzt haben sollte, in ihrer primitiven Form bestehen, so sprechen wir von einer Fixierung. Desgleichen, wenn das Ich und der Trieb an einem normalerweise aufzugebenden Objekte haften bleiben.

Findet innerhalb der normalen Entwicklung an irgend einer Stufe eine rückläufige Bewegung statt, in dem Sinne, daß das Triebleben oder auch das Ich von einer höheren Stufe der Entwicklung gleichsam auf eine niedere zurückgreift, die — manifest betrachtet — bereits überwunden war, so sprechen wir von einer Regression. Oft ist als bedeutsamer und ausschlaggebender Faktor für einen regressiven Prozeß eine manifest meist nicht bemerkbare Fixierung an jene Organisationsstufe vorhanden, auf die das betreffende Individuum regrediert. Diese Fixierungsstelle wirkt gleichsam wie ein Anziehungspunkt auf die durch irgendwelche inneren oder äußeren Gründe labil gewordene höhere Organisation.

Eine bedeutsame Fehlentwicklung, bzw. ein mangelhaftes Triebschicksal ist durch den Begriff der Verdrängung bezeichnet. Dieser Begriff spielt in der psychoanalytischen Neurosenlehre eine zentrale Rolle. Neuerdings ist sein Geltungsbereich von Freud eingeschränkt worden, er ist einem umfassenderen Begriff, nämlich dem der „Abwehr" (des Ichs gegen unliebsame Regungen), untergeordnet worden. Jedoch werden wir für unsere Zwecke auf diese Differenzierung der Begriffe der Abwehr und der Verdrängung hier nicht näher einzugehen brauchen. Mit Verdrängung wurde ursprünglich jede Aktion bezeichnet, durch die eine Regung vom Bewußtwerden und dadurch gleichzeitig von der Motorik abgesperrt wurde. Das Bedeutsame an dem Erfolg einer Verdrängungsaktion ist darin zu sehen, daß durch sie nunmehr die Regung einer Beeinflussung durch das bewußte Ich entrückt ist. Das Ich ist nun nicht mehr imstande, die Regung zu beherrschen. Dieser Erfolg einer Verdrängung ist praktisch belanglos, wenn die Regung durch den Vorgang der Verdrängung auch wirklich ganz oder zum größten Teil unwirksam geworden ist, sich also im psychischen Gesamthaushalt nicht weiter bemerkbar macht, wenn es sich also um eine sozusagen geglückte Verdrängung handelt. Der Erfolg der Verdrängung ist aber praktisch von größtem Belang, wenn, trotzdem das Ich nichts von ihr weiß, sie gleichwohl im Psychischen latent wirksam bleibt und dadurch mehr oder weniger große Störungen hervorzurufen imstande ist.

Derart verdrängte Regungen, die der Verarbeitung durch das Ich entzogen sind, können, wie wohl ersichtlich ist, leicht zu Fixierungsmittelpunkten werden. Gleichsam vom psychischen Stoffwechsel abgedrängt, werden sie die Entwicklungen von niederen zu höheren Stufen nicht oder nur sehr schwer mitmachen können und werden so zu regressiven Anziehungspunkten und zu Gefährdungen für die höheren Organisationen.

IX

Weitere bedeutsame Schicksale der Triebe mögen durch die Verkehrung der Lust in Unlust, durch die Entstehung von Angst, durch die Verkehrung des Triebzieles in sein Gegenteil und durch die Wendung eines normalerweise nach außen gerichteten Triebes gegen die eigene Person kurz angedeutet sein.

Anstatt auf diese Triebschicksale hier näher einzugehen, wollen wir jetzt versuchen, einige jener konkreten Epochen in der Trieb- und Ichentwicklungsgeschichte des Einzelnen näher zu betrachten, um dabei die unter den eben geschilderten Triebschicksalen möglichen Ablaufsformen dieser Epochen ins Auge zu fassen.

Eine viel größere Bedeutung, als man gewöhnlich vor den Untersuchungen der Psychoanalyse ihr zuzuschreiben pflegte, hat für die Entwicklung des Menschen die Epoche der Reinlichkeitsgewöhnung. Wir erwähnten bereits oben, daß der Verzicht des kleinen Kindes auf das bis dahin in sein Belieben gestellte Abgeben oder Zurückhalten seines Stuhles oder seines Urins zu jener Reihe von frühkindlichen Verzichtsleistungen gehört, die in ihrer Bedeutung für gewöhnlich unterschätzt werden, weil man zu wenig darüber unterrichtet ist, wie groß das Lustquantum ist, das beim kleinen Kinde an den Funktionen der Stuhl- und Urinentleerung hängt. Von der Haltung des Erziehers bei der Aufgabe, das Kind an Reinlichkeit zu gewöhnen, hängt außerordentlich viel für das spätere Trieb- und Ichschicksal des Kindes ab.

Betrachten wir z. B. den Fall, wo der Erzieher das Kind mit Gewaltmaßnahmen dazu bringen will, seinen Stuhl zu demjenigen Zeitpunkt, den er bestimmt, herzugeben. Nach unseren obigen Ausführungen würde der Erzieher ein Maximum von Aussicht haben, daß sich die Überwindung der kindlichen Schmutzlust in demjenigen Alter und in derjenigen Form vollziehe, die für die Entwicklung des Trieblebens wie des Charakters des Kindes die günstigsten wären, wenn er sich dabei vorhielte, daß er bei seiner Aufgabe sozusagen nichts ab ovo zu schaffen, sondern nur eine bereits vorgezeichnete Entwicklungstendenz zu unterstützen habe, und daß er — wie wir oben sagten — nach dem Prinzip der kleinsten Dosen verfahren müsse.

Wie aber, wenn wir, wie gesagt, annehmen, er suche sein Ziel mit Gewalt zu erreichen, so etwa, daß er das Kind aufs Töpfchen setzt und auf jeden Fall darauf besteht, daß das Kind seinen Stuhl erledigt, ihm etwa erklärt, oder, wenn es seine Worte noch nicht versteht, ihm auf andere Weise als durch Worte zu verstehen gibt, daß es nicht eher wieder aufstehen dürfe, bis es sein Geschäft erledigt hat?

Die kleine Szene wird uns, so lange wir psychoanalytischen Untersuchungen fernstehen, recht belanglos erscheinen, und wir werden nicht verstehen, wieso wir um sie so viel Aufhebens machen und warum wir sie zum Gegenstand einer eingehenden psychologischen Betrachtung machen. Jedoch können wir zeigen, daß je nach der Art und Weise, welches Schicksal hier das primitive Trieb-

leben und das primitive Ich des kleinen Kindes erfährt, eine Fülle von Entwicklungsreihen von dieser Szene ausgehen kann.

Bedenken wir zunächst, daß zu jedem Trieb das Moment der Lust gehört. Eine Triebregung wird in ihrem wesentlichen Bestande gestört und verändert, wenn das Lustmoment beeinträchtigt wird. Nun wird man vielleicht hier einwenden, daß es gerade die Absicht der Reinlichkeitsgewöhnung sei, daß das Kind seine primitive Lust an der Funktion und den Produkten der Exkretion zugunsten höherer Trieborganisationen aufzugeben habe. Dabei würde man aber übersehen, daß diese frühinfantile Exkretions- und Exkretlust nicht völlig verschwinden darf, weil der Mensch ja auch noch im späteren Leben normalerweise Stuhl und Urin zu produzieren hat und diese Funktionen unerfüllbar sind, wenn ihnen nicht ein gewisses Quantum Lust erhalten bleibt.

In der Tat kann man durch genügend weit in die frühinfantile Zeit hineinreichende analytische Untersuchungen feststellen, daß psychogene Störungen der Exkretionsfunktionen durch Vorgänge der Reinlichkeitsepoche bestimmt oder mitbestimmt sein können.

Ein Quantum Lust muß aber nicht nur deswegen den Exkretionsvorgängen erhalten bleiben, damit ihre normale Funktion gesichert bleibt, sondern auch gerade zu dem Zwecke, damit die durch die Reinlichkeitserziehung beabsichtigten Sublimierungen und Reaktionsbildungen störungslos entwickelt werden können. Psychoanalytischer Untersuchung zeigt es sich nämlich, daß ein Maximum von Sublimierungs- und Reaktionsbildung nur dort erreicht wird, wo ein Trieb einem Minimum störender Einwirkungen ausgesetzt war. Hat er im Gegenteil Schicksale erfahren, etwa derart, daß die ihn repräsentierende Lust zu einem Teil in Unlust verwandelt worden ist, oder daß das Erleben des Triebbedürfnisses und der Triebbefriedigung durch den Prozeß der Verdrängung zu einem Teil dem Bewußtwerden und damit der Beeinflussung durch das Ich entzogen worden ist, dann ist, wie wir bereits oben sagten, damit zugleich der Weg zu Sublimierungen und Reaktionsbildungen wie der zu höheren Organisationsstufen überhaupt erschwert.

Wir haben bereits oben gesehen, um welche Sublimierungs- und Reaktionsbildungen es sich speziell bei der Exkretionslust handelt. Es bildet sich reaktiv auf die primäre S c h m u t z l u s t die N e i g u n g z u O r d n u n g und R e i n l i c h k e i t aus. Gewaltsame Erziehungsmaßnahmen können diese Entwicklung gefährden. Freilich nicht in dem Sinne, daß sie überhaupt nicht zustande kämen. Sie kommen im Gegenteil oft n u r z u g u t zustande, d. h. wir finden an Stelle einer normalen Fähigkeit zu Ordnung und Reinlichkeit eine übertriebene, oft zwanghafte pedantische Ordnungsliebe, bzw. eine Reinlichkeitssucht. Sieht man genauer zu, so finden sich aber neben diesen Zügen in ebenfalls verstärktem Maße mehr oder weniger große Reste ursprünglicher Schmutzsucht und Neigung zu Unordnung erhalten, nur daß diese Tendenzen zumeist automatisch vor der Außenwelt und mit noch größerem Erfolg vor der eigenen Kritik verborgen bleiben. Es ist, wie wenn das Kind, das mit

Gewalt zur Reinlichkeit angehalten wurde, sich wohl, soweit es den Erzieher liebte und Furcht vor ihm hatte, mit einer Art Übergehorsam dessen Geboten zu unterwerfen trachtete, dieses aber nur unter trotzigem Vorbehalt zugunsten des unterdrückten Triebes zustande brachte, gleichsam als ob das kindliche Ich sagte: „Gut, ich will dir in einer gewissen Breite ganz und gar gehorchen, dafür aber werde ich mich an einer anderen Stelle schadlos halten."

Die eben beschriebene eigentümliche Doppelhaltung des Ichs ist im späteren Leben weitgehend mit Gesundheit und Leistungsfähigkeit vereinbar. Wir finden sie aber auch als eine charakteristische Grundsituation in der Zwangsneurose. Bei dieser Erkrankung findet sich das Ich eingekeilt zwischen den Forderungen des Über-Ichs, dem es sich mit einem Übergehorsam verpflichtet fühlt, und den elementaren Triebanforderungen des Es, denen es sich ebenfalls ausgeliefert sieht und deren Ansprüche das Ich mit einem ihm selbst unbewußten Trotz in Geltung zu halten trachtet, während es gleichzeitig bewußt nur die Forderungen des Über-Ichs anerkennt und im Gehorsam gegen diese die elementaren Triebregungen zu unterdrücken sucht.

Wir waren von der Situation ausgegangen, in der der Erzieher mit Gewalt von dem Kinde den Verzicht auf die bisherige ungeregelte Exkretionslust zugunsten der Unterordnung unter bestimmte Regeln von Zeit und Ort verlangt. Wir sahen, daß eine der Reaktionen des Kindes auf diese Maßnahmen darin besteht, daß das Kind trotzige Vorbehalte zugunsten des primitiven Trieblebens macht. In diesem Trotz — bleibt er bis in das Erwachsenenalter hinein erhalten — werden wir auch dann, wenn er nicht das Teilstück einer Neurose bildet, eine nicht erwünschte Erscheinung sehen, und doch hat er eine positiv zu bewertende Wurzel; bedenken wir, daß dieser Trotz die Reaktion des Kindes auf das Vorhaben des Erziehers ist, das für ihn derzeit durchaus angemessene Triebleben empfindlich zu stören, es sozusagen im Nerv seiner derzeitigen Interessen zu treffen, so müssen wir anerkennen, daß hier das Kind einen ersten, wichtigen und ernsthaften Versuch unternimmt, gegenüber störenden Eingriffen von außen seine Selbständigkeit zu behaupten.

Wir mögen aus diesen Überlegungen ersehen, wie bedeutsam für das Kind die Haltung des Erziehers bei den frühen Triebumsetzungen, insbesondere denen, die sich bei der Reinlichkeitsgewöhnung vollziehen, ist. Da, wo das Kind sich erstmalig in der Situation sieht, in der seinen bis daher ungestörten Triebregungen Veränderungen drohen, da muß auch die Geburtsstunde des Ichs, der Persönlichkeit und der Selbständigkeit liegen. Erst da, wo das bisher ungestörte Triebleben gefährdet scheint, wird es Anlaß haben, aufzuwachen, seiner bewußt zu werden und aus diesem Bewußtsein heraus sich zu verteidigen streben. Daß diese erste frühkindliche Wendung zu dem vielleicht höchsten persönlichen Gut, das der spätere Erwachsene aufzuweisen hat, die Wendung zur inneren Selbständigkeit, zur Persönlichkeit, durch kurzsichtige und gewaltsame Maßnahmen des Erziehers nicht im Keim beeinträchtigt werden dürfte, sondern daß hier die größte Behutsamkeit am Platze ist, liegt auf der Hand. Es kann, wie wir oben sahen, durch Gewaltmaß-

nahmen, oder wie wir uns identisch wohl ausdrücken dürften, durch übergroße Dosen von Liebe und Furcht, im günstigsten Falle schnell das gewünschte Stückchen Herrschaft über das Triebleben herbeigeführt werden, aber wir können nicht wissen, mit welchen Opfern das erkauft worden ist, und ob nicht nur ein Stück dauernder sklavischer Abhängigkeit gegenüber einem vorbehaltenen Stück Triebleben, sondern auch ein Stück dauernder Unselbständigkeit des Ichs gegenüber einem übermächtigen Über-Ich als auch gegenüber der Meinung der anderen die Kehrseite bildet.

Wir dürfen nun fragen, wie wir uns einen normalen Ablauf jener Vorgänge bei der Reinlichkeitsgewöhnung vorzustellen haben, also einen Ablauf, der nicht durch gewaltsame Eingriffe gestört, sondern dem nur in einer Weise sekundiert wird, die den bestmöglichsten Erfolg garantiert.

Wir müssen auf das über die positiv zu bewertende Wurzel des Trotzes, die Selbständigkeit, Gesagte zurückgreifen. Diese würde sich also zunächst darin äußern, daß sie gegenüber der Forderung des Erziehers die bisherige dem Kinde gewohnte und liebgewordene Triebäußerungsform beibehält. Bliebe alles nun bei dieser inneren Situation, so würde das Kind nie zur Reinlichkeit gelangen können. Das, was es zu erlernen hat, betrifft wesentlich eine neue Aufgabe seiner bei der Exkretion tätigen Schließmuskeln, insbesondere des Enddarms und des Afters. Während diese bisher lediglich der jeweiligen Lust folgten, die das Kind je nachdem beim Zurückhalten oder beim Herauslassen des Stuhles empfand, sollen sie jetzt von dieser Lust unabhängig gemacht werden und statt dessen an bestimmte Situationen von Ort und Zeit geknüpft werden. Z. B. soll das Kind nicht, wenn es im Bett liegt, oder wenn es angekleidet ist, sondern nur dann, wenn es auf das Töpfchen gesetzt wird, seinen Stuhl oder Urin loslassen, bzw. es soll, wenn es auf dem Töpfchen sitzt, hier nicht der Lust des Zurückhaltens sich hingeben, sondern seine Exkrete sogleich hergeben.

Wie paßt das zu der Tendenz des Kindes, in der Verteidigung seiner bisherigen Trieblust sein Selbständigkeitsstreben zu beweisen? Offenbar ist die gewünschte Entwicklung von der primären Schmutzlust zur Reinlichkeitsfähigkeit nur dann optimal vollzogen, wenn nicht nur diese erreicht worden ist, sondern wenn dabei zugleich das bei eben dieser Aufgabe erwachende Streben zur Selbständigkeit nicht nur voll erhalten bleibt, sondern seinerseits eine Weiterentwicklung aufweist.

Diese Entwicklung der Selbständigkeit ist nun in der Tat im idealen Fall der Reinlichkeitsepoche gegeben. Sie besteht darin, daß das Kind die bisherige Lust, die Lust an den primitiven, regellosen Ausscheidungsvorgängen zu einem großen Teil transponiert auf die ihm bis dahin kaum bekannten Vorgänge der Beherrschung der Schließmuskeln. Anders ausgedrückt: wenn das Kind zumindest ebensoviel Lust bei dem Versuch erlebt, das Öffnen und Schließen der betreffenden Muskeln von den Vorstellungen bestimmter Situationen abhängig zu machen, als es vordem bei dem regellosen Gewährenlassen der elementaren Triebregungen empfand, dann ist das Spiel — im Sinne der

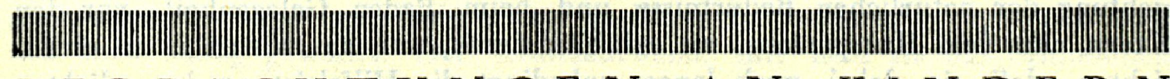
Reinlichkeitserziehung — gewonnen. Das Selbständigkeitsbewußtsein, ursprünglich an die Verteidigung der primitiven Triebregungen geknüpft, setzt sich nun fort und erhöht sich zugleich in dem Erleben, einen Teil des eigenen Körpers, einen Teil seiner Muskulatur beherrschen, zu können.

Man kann diesen Vorgang der gleichzeitigen Verschiebung und Erhöhung des Selbständigkeitsstrebens vielleicht noch deutlicher beim freien Gehenlernen des Kindes beobachten. Gegenüber dem Getragen- oder Geführtwerden durch die Mutter bedeutet eine Situation, in der das Kind, etwa gegen die Wand gelehnt, nicht mehr seine Hand in der der schützenden oder führenden Mutter fühlt, für das Kind etwas Neues, Fremdes, Gefahrvolles; es wird zunächst weinend zur Mutter zurückverlangen. Man kann beobachten, wie ein Kind nur zaghaft und zunächst unter großer Unlust, ja Angst, Versuche unternimmt, sich an der Wand und an Möbelstücken entlang fortzubewegen. Man kann aber auch bald weiter beobachten, daß die Äußerungen von Unlust und Unwillen, die bei diesen Versuchen laut werden, mehr und mehr untermischt und unterbrochen werden durch Äußerungen vom Charakter der Lust und eines Willens, die ähnlich, wie wir es soeben bei den Vorgängen der Reinlichkeitsgewöhnung beschrieben haben, so zu verstehen sind, daß die ursprüngliche Lust, die an dem Geborgensein bei der Mutter, an dem Von-ihr-an-der-Hand-geführt-Werden hing, nunmehr nach und nach auf die neue Situation der von der Mutter unabhängigen, freien, eigenen Bewegung und Körperbeherrschung verschoben wird. Hier bei dem freien Gehenlernen ist es noch augenfälliger, wie sich die ursprünglich in der Abweisung der Störung der primitiven Triebregungen betätigende Selbständigkeitstendenz in der Gewinnung einer Herrschaft über die Gehmuskulatur zugleich fortsetzt und erhöht, weist doch die Bezeichnung „Selbständigkeit" gerade auf das optische Vorbild des Von-selbst-Stehens zurück.

X

Wir wollen hier abbrechen. Wir werden mit unseren Ausführungen diejenigen enttäuscht haben, die sich unter dem Titel dieser Arbeit eine Reihe direkter, sogleich praktisch verwendbarer pädagogischer Ratschläge versprochen glaubten. Es lag uns daran, durch Schilderung der psychoanalytischen Psychologie den Eindruck zu erwecken, daß das Studium ihrer Lehre vom Zusammenhang der Charakter- und Triebentwicklung, von der Bedeutung der frühkindlichen Triebentwicklungen, Triebverzichte und -schicksale in ihrem Zusammenspiel mit den Beziehungen zu den ersten Liebesobjekten und Autoritäten des Kindes, daß dieses Studium unbedingte Voraussetzung für eine neue Orientierung über die grundsätzliche Haltung des Erziehers zum Kind und über die grundsätzlichen Möglichkeiten und Grenzen der Erziehung sei. Mit den Ausführungen des IX. Kapitels wollten wir zeigen, wie bestimmte früheste Reaktionen auf dem Gebiete des kindlichen Trieblebens und des kindlichen Ichs anläßlich der ersten Erziehungsversuche nicht allein von der

umfassendsten Bedeutung für die Gestaltung des Trieblebens und des Charakters des späteren Erwachsenen sind, sondern — wir führten als Beispiel die Epoche der Reinlichkeitsgewöhnung und des Gehenlernens an — daß sie es sind, an denen die Reaktionen des Kindes vor allem gründlich studiert werden müssen, damit nicht nur die Gesetze und die Grenzen einer optimal wirksamen Erziehungshaltung, sondern auch die Bedingungen gewisser, in dem zu erziehenden Kinde zu entwickelnder, zentral wichtiger Fähigkeiten, nämlich der Verzichts- und Selbstbeherrschungsfähigkeit und der Selbständigkeit, zugleich entwicklungsgeschichtlich und grundsätzlich bestimmt werden können.



BEOBACHTUNGEN AN KINDERN

Beiträge zur kindlichen Schaulust

Von Karl Pipal, Reichenau

Es ist eine bekannte Tatsache, daß das Nacktliegen schon den ganz kleinen Kindern ein großes Vergnügen bereitet und daß selbst Säuglinge oft mit sehr viel List das lustvolle Nacktsein durchzusetzen verstehen. Die Bewunderung, die dem kindlichen Körper seitens der Mutter oder irgendeiner Pflegeperson zuteil wird, vermag später die Freude zu vergrößern und gar bald die Nacktheit als etwas Köstliches empfinden zu lassen, das nicht nur das Kind selbst, sondern auch die Erwachsenen erfreut. So gewinnt das Entblößen eine Doppelfunktion. Von der Schamhaftigkeit weiß das Kind noch lange nichts, stellt seinen Körper gern und absichtlich so oft als nur möglich zur Schau. In der Stadt ist dies wohl nur selten oder bloß im Familien- oder Bekanntenkreise möglich, da die fürsorgliche Mutter der Kleidung ihres Lieblings besondere Aufmerksamkeit zuwendet, aber auf dem Lande, wo die Kinder vor den Bauernhöfen bis ins vierte Jahr und darüber hinaus oft nur mit einem ganz kurzen Hemdchen, das bloß die Brust bedeckt, herumtollen, ist die Exhibition an der Tagesordnung. Wandert ein Fremder vorbei, so gaffen ihn die kleinen Halbadamiten mit wahrhaft paradiesischer Unschuld an oder strecken „schamhaft“ den Arm vors Gesichtchen. Immerhin kommt es auch vor, daß die Kinder auf ihre Nacktheit eigens aufmerksam machen.

Beob. 1: H. Gl., der dreijährige Sohn einer Russin und eines deutschen Anstreichermeisters, fährt, wenn er sich beobachtet sieht, mit dem rechten Händchen nach seinem Gliede und hebt es in die Höhe.

Aber nicht jedermann darf dieses Geschenkes teilhaftig werden, und vielleicht handelt es sich bereits um eine höhere Stufe, wenn das Kind durch seine Entblößung nur geliebte Personen beglückt.

Beob. 2: Burli, mein kleiner Neffe, vier Jahre alt, ist über meinen Besuch toll vor Freude und weiß nicht, was er tun soll. Als er abends ins Bett wandern muß und ich noch einmal zu ihm trete, springt er auf, zerrt sein Höschen herab, zeigt

mir das Gesäß und meint: „Da schau!“ Noch ein zweites Mal werde ich so ausgezeichnet, diesmal soll ich seinen Lumpi anschauen, und daran knüpft er lächelnd die Aufforderung: „Geh', riech' zu meinem Hosi!“

Die Kinder sind voll Bewunderung für ihren Körper, bedecken oft die eigenen Gliedmaßen mit Küssen und lieben ihre Photographien wie sich selbst.

Beob. 3: A. Sch., das dreieinhalbjährige Söhnchen eines Lehrerehepaares, will sich von seiner Photographie, die es nackt auf einem Bärenfell liegend darstellt, nicht trennen. Es schleppt sie überall mit, schreit beim Wegnehmen entsetzlich, preßt das Bild an seine Lippen, um es ganz mit Küssen zu bedecken.

Natürlich muß die Erziehung zur Schamhaftigkeit auch hier „die allmähliche Umstellung des Kindes vom Lust- zum Realitätsprinzip durchführen“, die Exhibitionslust eindämmen. Den Kindern bleibt dann nur bei der Verrichtung der natürlichen Bedürfnisse und beim Baden Gelegenheit, vor den Eltern und dem Hauspersonal zu exhibitionieren, und sie wissen es so einzurichten, daß sie dabei noch lange unbedingt die Hilfeleistung der geliebten Person nötig haben. Wie verzweifelt sind viele Mütter darüber, daß sich der große Bub oder das große Mädel nicht einmal waschen können, und sie sind so überzeugt von der Ungeschicklichkeit ihres Kindes, daß sie jeden Versuch zum selbständigen Handeln durch die unwillig geäußerten Worte „Geh, du kannst es ja gar nicht!“ zu vereiteln wissen. Die unbewußte Schaulust der Ewachsenen begleitet und verstärkt die Exhibitionslust der Kinder.

Zur passiven Exhibitionslust, der Lust am Betrachtetwerden, tritt alsbald die Lust am aktiven Anschauen und Bewundern des Körpers geliebter Personen. Bei gewesenen Brustkindern ist in erster Linie die Brust der Mutter oder einer anderen weiblichen Person das Ziel vieler Angriffe. Dem „unschuldigen“ Kinde werden eben von der Mama mit Rücksicht auf seine Unschuld verschiedene Manipulationen gestattet, und lächelnd akzeptiert sie gelungene Äußerungen ihres Engels. Viel Heiterkeit erregte die Bemerkung eines vierjährigen Muttersöhnchens, das nach dem Spiel mit den Brüsten der Mutter sich selbst betrachtete, seine „Warzi“ entdeckte und frohlockend ausrief: „Mutti, schau, ich krieg auch schon ein schönes Brusterl!“

Die Mutterliebe kennt keine Grenzen, und so kann es vorkommen, daß eine Mutter ihrem fast siebenjährigen Knaben das Spielen mit ihren Brüsten noch immer nicht abgewöhnen konnte.

Beob. 4: K. L., sieben Jahre alt, muß unbedingt vor dem Einschlafen mit den Brüsten der Mutter spielen. Es hat schon deshalb furchtbare Auftritte gegeben. Der Knabe läßt dann ein fürchterliches Geschrei los, und aus Rücksicht auf die Umgebung muß die Mutter immer nachgeben. Heute bangt der Frau vor der Einschlafbedingung ihres Söhnchens, dem sie, als er noch ein ganz kleines, „unschuldiges“ Kind war, dies „harmlose“ Tun (das sicherlich auch ihr Lust brachte) erlaubt hatte.

Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgen Knaben das Umkleiden der Mutter, Tante oder des Kindermädchens, jede nackte Körperstelle ist Gegenstand ihres Interesses und ihrer Wünsche.

Beob. 5: Burli, viereinhalb Jahre alt, hat mit der Tante, die ein ärmelloses Kleid trägt, gespielt, hält plötzlich inne und meint: „Ich möchte dir ein Bussi aufs liebe Armi geben, aber nicht da unten (Hand), weiter oben!“

Fast bei jedem Knaben scheint eine Zeit zu kommen, wo er die geliebte Person nicht einen Augenblick aus den Augen lassen will, auch in der Nacht nach ihr verlangt.

Beob. 6: Maxi, ein vierjähriger Knabe, der sein Kinderfräulein unendlich liebt, weckt es selbst in der Nacht auf. Einmal geschah dies dreimal, und da Maxi gerade an einem Ausschlag litt, wurde er jedesmal mit einer Salbe eingerieben und nachher wieder eingeschläfert. Am nächsten Morgen sprach Papa mit Bubi und versuchte ihm klarzumachen, daß das Fräulein auch schlafen wolle. Maxi begriff und versprach hoch und teuer, sein liebes Fräulein nicht mehr in der Nacht aufzuwecken. Am Nachmittag wendet er sich während eines Spieles ganz spontan an das Fräulein und meint: „Du, Fräulein, weißt, ich habe es mir überlegt, ich werde dich doch wieder aufwecken!" Darauf das Fräulein: „Schau, ich will auch schlafen, ich bin immer so müde, und dem Papa hast du es auch versprochen!" „Ja, weißt du, ich schau dich in der Nacht so gern an, die Haare sind zerrauft und die zwei lieben Zöpferln hängen herunter, da schau ich dich gern an!"

In das Badezimmer und selbst auf das Klosett wollen viele Knaben mitgenommen werden, und leider wird es ihnen in Anbetracht ihrer Unschuld nur allzu häufig gewährt. Der Kräfteaufwand, mit dem sie das Mitnehmen erzwingen wollen, ist oft ungemein groß.

Beob. 7: Tante Änny will ein Bad nehmen, Mama bereitet alles vor, Burli macht sich auch im Badezimmer zu schaffen, spielt in einer Ecke, ist sehr brav und harrt der Dinge, die da kommen werden. Nun ist alles fertig, Mama will Burli hinausführen, doch der Kleine klammert sich an den Waschtisch und schreit: „Nein, nein, ich will mal auch was Interessantes sehen!"

Beob. 8: Wenn Mama zu einem Spaziergange rüstet, oder ohne Burli nach Wien fahren will, gibt es jetzt immer furchtbare Szenen. Burli klammert sich an seine Mama, folgt ihr schreiend überall nach, nicht einmal aufs Klosett will er sie allein gehen lassen, tobt und brüllt: „Bitte, Mama, nimm mich mit, ich muß auch ‚lulu' machen!"

Das Interesse der Kinder richtet sich frühzeitig auf die Geschlechtsteile und Nates der geliebten Personen. Mannigfache Spiele werden erfunden, um unter die Röcke sehen zu können, und leidenschaftlich pressen manche Knaben ihr Gesicht an den Popo geliebter Frauen. In der Regel richten sich solche Wünsche auf das andere Geschlecht, es gibt aber auch Ausnahmen.

Beob. 9: K. R., sechs Jahre alt, stellt dem starken Dienstmädchen nach, preßt seinen Kopf in obiger Art bei jeder Gelegenheit an ihren Schoß. Die zartgebaute Mutter verschont er, als aber einmal der Vater in halbgebückter Stellung eine Arbeit verrichtet, kann R. nicht wiederstehen und fährt ihm von hinten mit der Hand in die Hose.

Ein weites Feld von Möglichkeiten, die sexuelle Neugierde zu befriedigen, eröffnet den Kindern das gemeinsame Spiel. Schon im vorschulpflichtigen Alter finden sich Kinder verschiedenen Geschlechts zusammen, spielen „Vater und Mutter" oder „Patient und Doktor". Es gibt unzertrennliche Freundschaftspaare, aber auch größere Gruppen, die gemeinsam diesen Spielen frönen.

Beob. 10: Der siebenjährige Fritz und die fünfeinhalbjährige Trude sind innige Freunde, spielen gemeinsam, urinieren gemeinsam und machen aneinander Naturstudien. Daheim meint einmal Trude: „Du, Papa, weißt, was ich mir jetzt anschaffe? Auch so ein Würsterl, wie der Fritzi hat." Auch Fritz kommt auf das Beobachtete zurück: „Tante, die Trudi hat kein ‚Kinkerl' wie ich, sondern ein Sandhauferl mit einem Rinnerl."

Ausgiebige Naturstudien betreiben ältere Kinder, wenn das jüngere Geschwisterchen gebadet wird.

Beob. 11: Trude, die sich „ein Würsterl" kaufen wollte, soll nach fünfeinhalb Jahren ein Geschwisterchen bekommen und wird entsprechend vorbereitet. Von einem Bruder will sie nichts wissen, Mama muß ein Schwesterl bringen. Ihr Wunsch geht in Erfüllung, und als einmal die Kleine gebadet wird, konstatiert Trude mit Befriedigung: „Mama, dem Schwesterl fehlt was, ich schau da unten ganz anders aus."

Kinder sind sehr scharfe Beobachter, wenn sie auch nur gelegentlich das Bemerkte verraten.

Beob. 12: Trude verfolgt mit großem Interesse das Stillen ihres Schwesterchens und meint zur Mama: „Mama, warum läßt du sie nicht bei der Großmama trinken, die hat ja eine viel größere Brust?"

Aggressives Vorgehen zur Befriedigung der Schaulust konnte ich von einem siebenjährigen Knaben in Erfahrung bringen.

Beob. 13: Hans stellt schon seit seinem vierten Lebensjahr kleinen Mädchen nach, lockt sie in ein Versteck, wirft sie nieder, preßt sie an sich und will das „Zipferl" anschauen. Die Mütter sind um ihre kleinen Töchter sehr besorgt, zumal der jetzt siebenjährige Knabe geradezu faszinierend auf kleine Mädchen wirkt, die ihm gerne zulaufen.

Dem Stadtkinde bringt jeder Landaufenthalt viel Interessantes. An den Tieren kann sich die Schaulust des Kindes viel ungehinderter weiden. Keine Hindernisse legen ihr hier die Eltern in den Weg, stehen nur ratlos den Mitteilungen und Kinderfragen gegenüber und ärgern sich, daß sich die Fragen ihres Kindes gerade auf die heikelsten und unschicklichsten Punkte beziehen.

Beob. 14: „Schau, schau", rief die viereinhalbjährige H. P. ihrem siebzehnjährigen Bruder zu und deutete auf das wachsende Glied eines Hengstes. „Was ist das, ist das auch ein Bein?" „Ja, ein Bein", sagte zustimmend der Bruder, der gerade keine andere Antwort wußte, und beim Abendessen mußte Papa zur Kenntnis nehmen, daß manche Pferde fünf Füße haben. Dieses Bein bildete den Ausgangspunkt zahlreicher Kinderfragen, die erst verstummten, als Papa zornig erklärte, er wolle endlich einmal Ruhe haben. Papa hatte sich Ruhe verschafft, ob er aber auch den Reiz des Beines aus der kindlichen Gedankenwelt schaffen konnte, ist sehr fraglich.

Kinder fragen oft mehr, als zehn Weise beantworten können, aber oft weniger, als ein Erwachsener beantworten könnte, wenn er den Mut aufbrächte, in den unbefangenen Äußerungen und Zwischenfragen seines Kindes nichts Anstößiges zu sehen. Wohl erfordert es viel Geschick, die kindlichen Spekulationen in natürliche Bahnen zu lenken, allen Fragen gerecht zu werden, aber die Kinder haben ein Recht auf die Befriedigung ihres Wissensdurstes, und selbst die „fürchterlichsten" Fragen können ohne jede Prüderie behandelt werden.

Beob. 15: Der kleinen Trude sind die Veränderungen der mütterlichen Gestalt während der Schwangerschaft nicht entgangen, sie fragte: „Mama, was ist denn in deinem Bauch, der wird immer größer?" Wohl hatte Trude bereits gehört, Mama werde bald nach Wien fahren und ein Geschwisterchen bringen, aber man wollte das Geheimnis noch nicht lüften und „beließ" Trude im Glauben, das käme vom vielen Essen. Als Mama mit dem Schwesterchen heimkehrte, stellte Trude sofort fest: „Mama, der Bauch ist weg!" Da nahm Papa sein „großes" Töchterchen auf die Seite und erzählte ihm vom kleinen Schwesterchen, wie es da drinnen im Bauche der Mama lange geschlafen habe usw. Trude meinte: „Ja, ich habe schon gewußt, daß nicht der Storch die Kinder bringt, daß es aber da drinnen war, hab' ich nicht

gewußt. Wie ist es aber herausgekommen?" „Der Herr Doktor hat es herausgenommen." „Hat er den Bauch aufgeschnitten?" „Ja!"

Die Neugierde des Kindes war nach dieser Unterredung vorläufig befriedigt, Trude fragte nicht mehr, sie hatte das Geheimnis der großen Mutterliebe erfahren. Leider gibt es noch immer Eltern, auch unter den „Gebildeten", die solche Gespräche unsittlich heißen und ihnen beharrlich ausweichen. Sie überlassen die Aufklärung ihres Kindes den Gesprächen mit Freundinnen und erreichen damit, daß es früher oder später ein enttäuschtes Kind gibt, das sich mit Ekel von den Eltern, die derart sein Vertrauen mißbrauchten, abwendet.

Beob. 16: Hansi H., zehn Jahre alt, Töchterchen eines Schuldirektors und einer Lehrerin, kehrt niedergeschmettert vom Turnunterrichte heim. Ein Mädchen hatte vom Kinderkriegen gesprochen und zur Bekräftigung seiner Worte die Mutter der Trude angeführt, auf ihren Bauch verwiesen usw. Hansi erzählt daheim alles und fragt: „Wer hat mich jetzt angelogen?" Die Eltern sind verzweifelt, sie sehen die „Unschuld" ihres Kindes entweichen, und Mama wendet ihre ganze Überredungskraft auf, um — das Storchmärchen zu stützen. Wochen vergehen, Trude hat ein Schwesterchen, ist mit Mama im Schulgarten, und da kommt Hansi. „Hansi, schau, ich hab' ein Schwesterchen", meldet Trude wichtig. Hansi ist sprachlos, starrt nur die Mutter ihrer Freundin an, wird blaß, steht wie vom Donner gerührt da, dreht sich um und geht weg. Sie hat kein einziges Wort gesprochen. — „Wer hat mich jetzt angelogen?" — Armes Kind, es waren deine Eltern, die du immer erfreuen sollst, deren Worte dir mehr sein sollten als — gemeine Lügen!

Mit zunehmendem Alter wird die Macht der moralischen Schranken, an deren Ausbau die Erziehung unverdrossen arbeiten muß, immer größer. Stärkerem Zwange als die Knaben unterliegen die Mädchen, bei denen man annehmen kann, daß das Schamgefühl mit vollendetem vierten Lebensjahr groß genug ist, um die Schaugelüste zu maskieren, aber noch bei Schulkindern können gelegentliche Durchbrüche beobachtet werden.

Beob. 17: Die sechsjährige Trude spielt mit ihrer fünfjährigen Freundin im Garten. Beide Mädchen ziehen sich splitternackt aus, machen im Sand Grübchen und urinieren hinein. „Ja, Kinder, was macht ihr?" ruft entsetzt eine Frau aus. „Wir brauchen Wasser zum Kuchenmachen", lautet die Antwort.

Eine recht interessante Beobachtung verdanke ich der Mitteilung einer Wiener Kollegin.

Beob. 18: A. N., ein siebenjähriges Mädchen, ist eine der besten Schülerinnen der zweiten Volksschulklasse. Schon in der ersten Klasse ist sie der Lehrerin durch ihre Vorliebe für das Nacktsein aufgefallen. Sie hob einmal auf dem Klosett ihr Röckchen, ließ das Höschen fallen und tanzte so vor den Kameradinnen. Wenn während des Unterrichtes vom Auskleiden die Rede ist, leuchten ihre Augen auf, sie will alles genau wissen und überschüttet die Erzählerin mit Fragen: „Ganz hast du deine Puppe ausgezogen, gar nichts hast du ihr angelassen? War sie nackt, splitternackt?"

In der ersten Klasse nahmen die Mitschülerinnen diese Fragen ruhig auf. Anders ist es jetzt in der zweiten Klasse. A. N. wird nun von ihren Mitschülerinnen zurechtgewiesen. Zur Illustration einige Vorfälle:

Eine Schülerin erzählt von einer Zirkusvorstellung. „Dann ist sie (eine Artistin) an einem Schirmgriff in die Höhe gezogen worden. Oben war ein Brett, darauf hat sie sich gestellt. Sie hat in die Hände geklatscht und hat sich ausgezogen." „Ganz nackt?" wirft N. ein. Ein Sturm der Entrüstung geht durch die Klasse: „Frag' nicht so blöd! Ganz nackt wird sie sich vor allen ausziehen." Die Erzählerin fährt fort:

„Dann ist ein Indianer gekommen, der ist auch aufgezogen worden, oben hat er sich auch ausgezogen." — „Ganz nackt?" fragt N. mit glühenden Wangen und wird wieder in schroffer Weise von den anderen zurechtgewiesen.

Ein anderes Mal spricht die Klasse von Verkehrsunfällen, und ein Mädchen weiß zu berichten, daß eine alte Frau mit ihrem langen Rock beim Aufsteigen auf die Straßenbahn hängengeblieben und gestürzt ist. Die Lehrerin will eingreifen und beginnt: „Daher . . ." N. fällt ihr ins Wort: „Kurze Röcke tragen, die vielleicht gar nur ein Stückerl über den Bauch gehen!" Dazu macht sie mit ihren Händen eine Geste, um die Länge des zweckmäßigsten Rockes anzudeuten. „Hör' doch auf mit deinen dummen Bemerkungen!" schreien die anderen, aber N. läßt sich nicht einschüchtern: „Na ja, so ein Stückerl über den Bauch."

Nach einem Erdbeben laufen am nächsten Tage Kinderberichte ein. N. erzählt: „Die Trude — ihre jüngere Schwester — ist gerade auf dem Topfe gesessen. Das Topferl hat gewackelt, und sie ist umgefallen."

Ein Mädchen dieser Klasse bekommt einmal plötzlich Bauchschmerzen und kann nicht mehr schnell genug den rettenden Ort aufsuchen. Die Bestürzung, Schadenfreude und Entrüstung darüber ist in der Klasse allgemein, nur N. bewahrt kaltes Blut und meint: „Du, Frau Lehrerin, darf ich sie reinigen? Ich nehme mir ein Papier mit und werde ihr gleich helfen. Bitte, ich tue es gern!"

Beob. 19: Zwei Mädchen, fünf und sechseinhalb Jahre alt, die Töchter eines akademischen Bildhauers, die daheim sehr streng gehalten werden, heben auf einer frequentierten Straße ihre Röckchen und spazieren so eine Weile herum, dazu singen sie nach eigener Melodie das bekannte Zitat aus Götz von Berlichingen.

Die Verrichtung der natürlichen Bedürfnisse gibt auch Schulkindern Gelegenheit, neben der Urethrallust auch die Schaulust zu befriedigen.

Beob. 20: In den Pausen sind die Aborte für Mädchen überfüllt, es schließen sich gleich mehrere Mädchen ein und sehen zu. Dabei wird gelacht und gekichert.

Beob. 21: Drei Mädchen, die Töchter eines Oberlehrers, im Alter von sechs, acht und zwölf Jahren und der sechsjährige Neffe eines Lehrers werden im Schulgarten bei einem merkwürdigen Spiel überrascht. Die Mädchen hocken mit aufgeschürztem Röckchen auf einem Baume, urinieren hinab, der Knabe steht unten etwas seitwärts und ist bestrebt, seinen Wasserstrahl möglichst hoch hinaufzuschicken.

Beob. 22: K. P., sieben Jahre alt, uriniert gern gemeinsam mit einem Freunde und benützt stets die Gelegenheit, ihn dabei zu benässen. Er sucht sich immer ein anderes Opfer aus und warnt es durch den Zuruf: „Lauf!"

Das bei Kindern so beliebte Doktorspiel wird neben anderen körperlichen Untersuchungen zuweilen selbst in der Schule von verhältnismäßig großen Kindern betrieben und verrät uns so das Fortbestehen der kindlichen Schaulust.

Beob. 23: In der vierten Klasse einer Hilfsschule stellten die zwölf- bis dreizehnjährigen Knaben und Mädchen bei Beginn der Pause einen Aufpasser zur Tür und begannen mit einem Doktorspiel. Die Mädchen legten sich auf den Fußboden, die Knaben entblößten und untersuchten sie; nacher wurden die Rollen vertauscht. Ein Knabe erzählte davon der Mutter, und so kam die Sache auf. Der Klassenlehrerin war nur das Zusammentragen der Mäntel, die als Unterlage dienten und zum Schutze gegen plötzliche Überfälle seitens der Lehrerin von den Kindern vorgehalten wurden, aufgefallen. Der Anreger war ein Knabe, der daheim, nach Angabe seiner Mutter, schon oft wegen Onanie bestraft worden war. Die Rolle des Aufpassers hatte immer derselbe Knabe inne, er eiferte die anderen sofort nach dem Entfernen der Lehrerin an: „So fangt doch an!" (Mitteilung einer Wiener Hilfsschullehrerin.)

Beob. 24: Der fast vierzehnjährige Franz M., Schüler der dritten Bürgerschulklasse, die auch von Mädchen besucht wird, hat einen köstlichen Einfall: „Wißt ihr was," meint er vor acht Uhr zu seinen Mitschülern, „wir werden den Muki aus-

nehmen (kastrieren)!" Muki, so wird der Kleinste in der Klasse genannt, ist wegen seiner Munterkeit bei allen sehr beliebt und nimmt die fortgesetzten Angriffe seiner Kameraden nie schlecht auf. In der Pause um zehn Uhr gibt M. das Zeichen: „Also, gehen wir's an!" Von den sechs Knaben der Klasse stürzen vier auf Muki, dem die Hose herabgezerrt wird, und einer greift nach seinem Glied. Die Mädchen verfolgten, wie sich später herausstellte, das Schauspiel mit größter Aufmerksamkeit, und erst als es nichts mehr zu sehen gab, stürzten sie hinaus, um das Gesehene mit Entrüstung der Ganginspektion zu melden.

Die Knaben waren so vertieft, daß sie das Eintreten der Lehrkraft gar nicht merkten, Muki lag auf dem Boden und wehrte sich lachend. Unbeteiligt an der ganzen Sache waren der geistige Urheber und der beste Schüler der Klasse, der sich (nur?) deshalb nicht einließ, weil er fühlte, daß da etwas Unangenehmes herauskommen könne.

*

Ererbte Kultureinflüsse und die Erziehung vermögen eben in der Regel nicht die ganze Entblößungslust zu verdrängen, es bleiben neben einem gewissen Grad von Schamhaftigkeit meist Reste der ursprünglichen Exhibitionslust bestehen. „So entsteht ein Mischgebilde, das je nach Konstitution und Erziehung verschieden ausfällt, die Entblößung vor dem anderen Geschlecht streng verurteilt, sich aber bei Gleichgeschlechtlichkeit weniger energisch bemerkbar macht." Daß aber die Exhibition vor gleichem Geschlecht schon dem kleinen Kinde in gewissen Fällen ebenfalls Lust vermittelt, ist ja bekannt. Zur Illustration sei nur eine Stelle aus Kurt Martens „Lebenschronik" angeführt:

Zwei Jahre später, fünftes Lebensjahr mag es sein — die schwellenden Glieder haben sich gereckt, schlanke Beinchen werden von Pumphosen umspannt, eine Matrosenbluse macht mich stolz — da treffe ich den Sohn des Kutschers, einen kräftigen Jungen doppelten Alters, in der Waschküche zum Baden bereit, nackt vor dem Waschtrog. Begreife im Augenblick, daß es dies war, was ich mir immer schon ersehnt. Stürze mich auf den Verblüfften, springe an ihm hoch, kralle mich wie eine Pantherkatze an ihm fest. Der Kutschersohn lacht, versucht das lüsterne Herrschaftssöhnchen abzuschütteln — lacht . . . auch er! Lacht ganz wie Franzi, wenn man sie bedrängt. Nein, seine Lustigkeit will mir nicht gefallen; denn sie stört. Dies ist wahrhaftig kein Spaß, kein munteres Spiel. Ach, eine wundervolle, schmerzlich süße Sache ist es, ein mächtiges, finsteres Geheimnis, bei dem feierlich wogende Stille herrschen muß. Ich suche den blöden Burschen nun öfter auf, aber treffe ihn so nie wieder. Also soll dergleichen wohl nur selten sein. Immerhin, die tröstliche Ahnung bleibt, daß jene unaussprechliche Minute ein verheißungsvolles Vorspiel war. (Kurt Martens, Schonungslose Lebenschronik, S. 15.)

Abschließend muß noch erwähnt werden, daß die ererbten Kultureinflüsse und die Erziehung zur Entwicklung eines überaus feinen Schamgefühles führen können. Bei Knaben und Mädchen, die heftige Entblößungsangst zeigen, sich mit Geschrei bei ärztlichen Untersuchungen der Entfernung des Hemdchens widersetzen, handelt es sich um eine typische Reaktionswirkung, die um so schroffer ist, je stärker die Exhibitionslust war. Kleine Mädchen wollen durch ihre Schamhaftigkeit oft auch das Fehlen des „Würsterls" verheimlichen oder fürchten, wie es auch bei sehr vielen Knaben der Fall ist, durch das Ablegen des Hemdchens vom kundigen Arzt sofort als Onanist entlarvt zu werden.

Zur Frage der Sexualaufklärung

Von Dr. Annie Reich, Wien

Als Ruth drei Jahre alt war, wurde sie gelegentlich der zweiten Schwangerschaft der Mutter über die Herkunft der Kinder aufgeklärt. Sie wollte sofort wissen, wo die Kinder herauskommen. Sie selbst hatte natürlich die Vorstellung, daß sich der Nabel öffne oder der Bauch aufgeschnitten werden müsse. Wenige Tage später trat sie selbst mit neuen Problemen an die Eltern heran. Sie blieb auf einem Spaziergang plötzlich mitten am Wege stehen, hob ihr Kleidchen in die Höhe und demonstrierte ihre Genitalien mit den Worten: „Da, schau mein Wipfi an!" Es stellte sich nun heraus, daß ihr Freund, ein sechsjähriger, sehr verschüchterter Junge, anscheinend aus eigenen Nöten heraus, ihr Genitale gründlichst untersucht und gesagt hatte, „es" (nämlich die Klitoris) werde schon wachsen. Ruth wurde berichtigt. Sie aber war verzweifelt, weinte bitterlich und wollte die Wahrheit nicht zur Kenntnis nehmen. Sie verstieg sich bis zu der Behauptung: „Es gibt ja gar keine Mäderln." Auch das Versprechen, daß sie später, so wie die Mutter, Kinder bekommen werde, daß ihr die Brüste wachsen würden, tröstete sie nicht. In ihrem Schmerz prophezeite sie, daß sie dafür immer am Daumen lutschen werde, was sie auch bis jetzt, mehr als anderthalb Jahre lang, getreulich gehalten hat. Dann begann sie sofort vom „Wipfi-Abbeißen" und „Wipfi-Verschlucken" zu phantasieren und ununterbrochen Abschneiden, etwa Gras- oder Brotabschneiden, zu spielen. In den nächsten Tagen versuchte sie wiederholt, den Vater auf die Genitalien zu schlagen. Man sprach viel und eindringlich mit ihr über den Geschlechtsunterschied, und allmählich begann sie sich damit abzufinden, daß sie kein Wipfi, wohl aber ein „Betterl im Bauch" und „drei Locherln" habe. Sie wollte sich nun überzeugen, ob es denn wahr sei, daß alle Frauen, im Gegensatz zu den Männern, kein Wipfi hätten. Bei dieser Gelegenheit zeigten sich die Eltern zum erstenmal dem Kinde nackt. Später kam es sehr häufig vor, daß Ruth etwa ins Badezimmer kam, wenn sich die Eltern ankleideten. Anfangs war sie sehr interessiert, später gewöhnte sie sich ganz daran. Von Zeit zu Zeit staunte sie aber immer wieder das Wipfi des Vaters an. Wirklich ausgesöhnt hat sie sich mit der Tatsache ihrer Penislosigkeit noch lange nicht. Ihre Träume sind voll davon: „Das Bett ist voller Schlangen", oder sie spielt mit einer „Gangschlange" usw. Ihre Beziehungen zum Vater waren lange Zeit etwas kühl und gespannt. Kennzeichnend ist eine Szene, in der sie mit viel Vergnügen einen Turm, den ihr der Vater gebaut hatte, immer wieder umwarf.

Über das Thema „Kinderkriegen" wurde während des folgenden Jahres immer wieder gesprochen. Die deutlicher werdende Gravidität der Mutter bot reichliche Anknüpfungspunkte. Man sprach auch über die Onanie. Man sagte Ruth, sie könne ruhig mit dem „Lulu" spielen, auch wenn andere Leute sagen sollten, das sei schlecht. Tatsächlich hat Ruth auch hin und wieder in Gegenwart der Eltern mit dem Genitale gespielt, ohne daß man dem irgendeine Beachtung geschenkt hätte. Sie onanierte aber zum Erstaunen der Eltern sehr wenig. Das Lutschen bedeutete ihr viel mehr.

Gegen das kommende Geschwisterchen war Ruth sehr ambivalent. Aussprüche wie: „Ich werde es sooo drücken", waren nichts seltenes. Gegen die Mutter verhielt sich das Kind in dieser Zeit sehr trotzig. Es hatte damals einen kurzdauernden und milden Schub von neurotischer Angst bei Trennung von der Mutter, der sich aber sofort wieder löste, als man ihr ihre große Feindseligkeit gegen die Mutter bewußt

machte. Sonst hatte Ruth niemals Angst, weder im Dunkeln noch allein, wenn man von einer sehr bescheidenen Hundeangst absieht, die jetzt vollkommen gewichen ist.

Als das Kind da war, äußerte sich ihre Eifersucht eine Zeitlang in direkter Aggression und heftigem oralen Neid. Glücklich aber war sie, daß das Geschwisterchen auch ein Mäderl war, wie sie: „Die Mutti hat gesagt, es wird ein Bub, ich hab' gesagt, es wird ein Mäderl, und ich hab' recht gehabt." Als das Kleine dann größer und amüsanter wurde, wurde Ruth sehr zärtlich zu ihm. Ihre Zärtlichkeit ist allerdings noch immer etwas heftig.

Als Ruth etwa vier Jahre alt war, wurde der fehlende Teil der Aufklärung, nämlich die Rolle des Vaters bei der Zeugung, nachgetragen, und zwar ohne eine Frage des Kindes abzuwarten. Kinder fragen ja doch meist zu spät, das heißt, wenn sie längst schon eigene Theorien haben, wie die erzählte Wipfi-Episode beweist. Und was sollte es denn schaden, wenn man wirklich einmal zu früh aufklärt? Ruth hörte sich also alle Erklärungen mit Interesse an und besah die Abbildungen in der Anatomie, die man ihr zeigte, mit gutem Verständnis. Begeistert wurde sie aber erst, als man ihr sagte, daß der Akt den Eltern ebenso Lust bereite, wie ihr das Spiel mit ihrem Lulu. Dieses Zugeständnis wirkte erst als wirkliche Erlaubnis der Onanie, die sie seit damals weit ausgiebiger betreibt.

Natürlich hatte sie sofort den Wunsch, zusehen zu dürfen, „wie der Vater sein Wipfi in das Locherl der Mutterl steckt". Das wurde ihr aber mit der Begründung abgeschlagen, die Eltern fühlten sich dann gestört, und das sei ihnen nicht recht. Sie kam noch einigemal auf den Wunsch zurück, ohne sich aber darauf zu versteifen.

Es sind nun wieder einige Monate verstrichen, seitdem das Kind den letzten Teil der Aufklärung erhalten hat. Sie hat alles sehr gut behalten und spricht über alles ganz frei. Über den gebräuchlichen Märchen, die man ihren Altersgenossen zu erzählen pflegt, steht sie so souverän, daß sie erklärt: „Es gibt ja doch gar keine Störche." Wenn man ihr Märchen erzählt, unterbricht sie: „Erzähl' mir doch lieber wirkliche Sachen, zum Beispiel: Wie macht man den Zucker?"

Das Thema des Wipfis ist noch nicht erledigt. Es ist ihr aber alles ganz bewußt. Sie erzählt etwa lachend, daß sie vor dem Einschlafen davon phantasiert, dem Vater das Wipfi wegzunehmen oder die Nase abzubeißen. Im allgemeinen ist das Kind, seitdem es mehr onaniert, viel lustiger und weniger aggressiv als früher. Trotz — oder gerade wegen — der verhältnismäßig großen Triebfreiheit, in der es heranwächst, ist es außerordentlich sublimierungsfähig und angepaßt und jedenfalls weit davon entfernt, verwahrlost zu sein. Trotz des Peniskonfliktes ist sie durchaus weiblich und zeigt vorderhand keinerlei Anzeichen eines Kastrationskomplexes, aber es wäre natürlich verfrüht, etwas Endgültiges über den Erziehungserfolg sagen zu wollen.

Die Eltern sind sich bewußt, daß sie sich mit gewissen Erziehungsmaßnahmen in Gegensatz auch zu den Ansichten vieler analytischer Kreise setzen. Man ist z. B. im allgemeinen darüber einig, daß man Kindern die Onanie nicht verbieten dürfe, dennoch wird eine so direkte Erlaubnis selten erteilt. Gerade das ist aber notwendig, denn das Kind wird ja nicht nur vom Elternhaus erzogen, sondern steht mitten in einer sexualverdrängenden Welt, die durch strenge Verbote den Einfluß der Eltern zunichte macht, wenn er sich wirklich nur auf milde Duldung beschränkt.

Jeder analytisch geschulte Erzieher weiß, daß man Kinder sexuell aufklären muß. Man pflegt es aber selten so früh und mit so viel Eindringlichkeit zu tun wie hier. Man hat mit Ruth sexuelle Themen mit ebensogroßer Selbstverständlichkeit behandelt, wie irgend etwas anderes. Häufig aber wird über die verfängliche Frage

nur ein einziges Mal gesprochen, mit geheimnisvoller Miene, die Wichtigkeit und Außerordentlichkeit der Mitteilung betonend. Später werden die wunderbaren, unvorstellbaren Dinge, von denen das Kind doch so viel mehr wissen wollte, nie wieder erwähnt. — Wie soll es da nicht die Vorstellung bekommen, daß alles Sexuelle letzten Endes doch ganz unerlaubt sei, etwas, was man am besten so früh als möglich wieder vergißt. Dies Verhalten mag mit eine Ursache der vielen nicht akzeptierten Aufklärungen sein, über die berichtet wurde.

Was man den Eltern vorwerfen könnte, ist also eine etwas größere Konsequenz in der Sexualerziehung, als im allgemeinen üblich. Sie zu verantworten, scheint aber nicht schwierig zu sein.

Eine Kinderbeobachtung

Von Dr. Anny Angel, Wien

Mein Sohn Klaus machte diesen Sommer im Alter von zwei Jahren die nähere Bekanntschaft eines kleinen Mädchens. Als ich ihm im Garten sein Spielhöschen umzog, und er einen Augenblick nackt war, lief die dreijährige Lotte herzu, schlug vor Aufregung beide Händchen über dem Kopf zusammen und rief: „Ja, was hat er denn da für ein Schwanzerl? Ja, was ist denn das für ein Schwanzerl?“ Sie kam ganz nahe heran, um es besser betrachten zu können, und war sichtlich aufgeregt und etwas ratlos. — Ich erklärte ihr nur kurz, daß Klaus ein Bub sei und Buben eben so ein kleines Schwanzerl hätten, Mädchen aber nicht.

Klaus hatte inzwischen sein Spielhöschen wieder an, und das Thema schien völlig vergessen.

Einige Tage später ging ich mit den Kindern baden. Klaus saß nackt auf der Erde und spielte im Sand; Lotte sah ihm erst zu, dann sagte sie zu mir in fragendem und zugleich in etwas gereiztem Ton: „Aber, Tante Anny, ich hab' kein Schwanzerl.“ Und nochmals: „Ich hab' kein's.“

Ich sah, daß das Kind sich benachteiligt fühlte, den Knaben um sein Glied beneidete, und wollte es natürlich in dieser Stimmung nicht lassen, sondern gab diesmal eine etwas genauere Erklärung: „Die Buben haben so ein kleines Schwanzerl, die Mädchen nicht, aber die haben dafür ein schönes kleines Locherl, das haben die Buben nicht.“ Die Kleine antwortete nichts; sie machte einen nachdenklichen, aber keineswegs getrösteten Eindruck. Dann wandte sie sich Klaus zu und sagte etwas gehässig und spitz: „Ja, setz' dich nur auf deinen Potschi, den stinkerten.“

Auf meinen Einwand, daß er doch gerade aus dem Bad komme und unmöglich stinken könne, sagte sie noch spitzer: „No, manchmal wird er schon auch stinken.“

Das mußte ich natürlich zugeben, und es war mir klar, daß Lotte meine Erklärung mißverstanden haben mußte. Das kleine Loch konnte sie nur anal aufgefaßt haben, als hätte ich zum Trost für den Penismangel auf die Analöffnung hingewiesen, und mit Recht machte sie mich nun aufmerksam, daß er auch ein „Potschi“ besitze mit einer Analöffnung, denn auch er stinke manchmal. Sie war mit Recht nicht getröstet, sie hatte keinen Ersatz für das Schwanzerl.

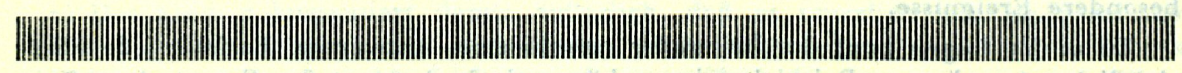
Auf Klaus schienen alle diese Beobachtungen, Fragen und Aufklärungen nicht den mindesten Eindruck zu machen. Ich glaubte also, daß er in so frühem Alter

diese Dinge wohl noch nicht habe erfassen können, wurde aber zwei Tage später eines Besseren belehrt.

Er saß früh morgens im Bett, zog aus Leibeskräften an seinem Glied und keuchte dabei vor Anstrengung, so wie ich es im Spiel mit ihm manchmal tue, um auszudrücken, daß etwa das Rücken eines Möbelstückes oder dergleichen mir schwer falle. Dann ließ er plötzlich davon ab und sagte sehr befriedigt: „Er deht nein hinunter, er deht nein hinunter.“ (Er geht nicht hinunter.)

Es ist wohl nicht zweifelhaft, daß auch Klaus den Geschlechtsunterschied wahrgenommen hatte und Angst in ihm aufgestiegen war, ob er den kostbaren Besitz nur sicher werde behalten können.

Er mußte sich auf diese etwas energische Art die Überzeugung holen, daß sein „Schwanzerl“ wirklich fest angewachsen sei.



BERICHTE

Das auffällige Kind

„Das auffällige Kind“ ist, als Arbeitsergebnis einer von Dr. H. Winkler geleiteten Arbeitsgemeinschaft, erschienen im 16. Band der Pädagogisch-Psychologischen Arbeiten aus dem Institut des Leipziger Lehrervereins. Die Arbeit ist ein charakteristischer Beitrag dafür, daß man 1) zu einer Psychologie der pädagogischen Praxis die experimentelle Psychologie wenig gebrauchen kann, daß man 2) ohne psychoanalytische Hilfe vor einem unentwirrbaren Chaos steht, wie die Psychiatrie vor Freud, und daß es 3) nicht genügt, zur Entwirrung dieses Chaos einige psychoanalytische Schriften anzugeben und einige ihrer Ergebnisse zu verwerten. (Immerhin registrieren wir als Novum in den Erscheinungen des Instituts, daß unter 53 Büchern des Literaturverzeichnisses auch angegeben werden: Aichhorn, Verwahrloste Jugend; Federn-Meng, Psychoanalytisches Volksbuch; Freud, Vorlesungen; Pfister, Die Behandlung schwererziehbarer und abnormer Kinder).

Döring sagt im Vorwort zu diesem Band, daß bisher die Charakterkunde stiefmütterlich behandelt worden ist. Die Lücke sucht also auch der Beitrag über das auffällige Kind auszufüllen. Als schließlicher Zweck wird dabei angegeben, daß man hofft, 1) auf die Erziehungsarbeit segensreich einwirken zu können, 2) zu verfeinerten und tieferen Erkenntnissen zu kommen, die die Charakterkunde des Kindes bereichern können. Wir werden von einem vorwiegend kritischen Gesichtspunkt aus zu prüfen haben, inwiefern die Arbeit dieser Zielsetzung gerecht wird.

Zunächst betrachten wir das Mittel, mit dem das gesteckte Ziel erreicht werden soll: der Ermittlungsbogen. Er soll das Hilfsmittel sein, Anregungen für die Behandlung und richtige Beschulung schwer zu erziehender Kinder zu geben. Dabei wird ein psychologisches Hauptproblem formuliert: Analyse und Fixierung all der seelischen Erscheinungen, die an anormalen Kindern irgendeiner Art festgestellt werden können.

Der Ermittlungsbogen ist kein Fragebogen, sondern ein Antwortbogen. Man hält es für einen besonderen Fortschritt, nicht Fragen, sondern fertige Antworten zu geben. Man hofft damit, die schlechten Erfahrungen zu vermeiden, die man mit den Fragebogen machte. Wenn man sich hier bereits kritisch einstellt, so muß doch auffallen,

daß man mit Hilfe dieser kleinen formalen Änderung wesentliche Fortschritte in der psychologischen Erkenntnis charakterologischer Eigenheiten glaubt machen zu können. Ich gebe ohne weiteres zu, daß die Fragebogen (mögen auch die Fragen noch so ausführlich und auf noch so feiner experimentell-psychologischer Grundlage erwogen sein) „den Komplex der anormalen Seelenstruktur schwer auflösen" und letzten Endes immer einen ungeklärten Rest übriglassen, auf den es nun leider gerade ankommt. Wenn das die Verfasser des Ermittlungsbogens erkannt haben, so kann ich ihnen darin nicht widersprechen. Aber mir scheint es sonderbar, daß das Nachteilige verschwunden sein soll, wenn man aus Fragen Antworten macht. Es ergibt sich bei den Fragen doch meist nur eine Umstellung der einzelnen Wörter.

Gehen wir nun zu dem Inhalt des Ermittlungsbogens über. Die Antworten sind in Gruppen eingeteilt: 1) Gesamteindruck vom auffälligen Kinde. 2) Auffälligkeiten: a) im Schulleben, b) im Bau und in den Funktionen des Körpers, c) im Intellektuellen, d.) im Gefühls- und Willensleben. 3) Mögliche Ursachen der Auffälligkeiten: a) körperliche Mängel als Ursachen, b) psychische Mängel, c) Umwelteinflüsse, d) besondere Ereignisse.

Zu 1: Es folgen bunt durcheinander verschiedene Antworten. Es fehlt jede übersichtliche Anordnung. Beispielsweise gehören doch Antwort 6: „Erregt Anstoß in sexueller Hinsicht", und Antwort 33: „Ist sexuell frühreif" zusammen, dagegen schieben die Verfasser 26 völlig andersartige Antworten ein, wie: „Ist ein Faulpelz", „Ist ein Phantast" u. a. m. Es macht den Eindruck, als hätte man nur zufällig einige Antworten aufgeschrieben. Stärker noch wird der Eindruck des Mangels an Übersichtlichkeit und Logik, wenn wir zum zweiten Teil übergehen. Die vier Untergruppen sind logisch einander nicht beigeordnet. Das ist nicht nur ein logisches Bedenken. Den praktischen Nachteil ersieht man sofort, daß auf S. 11 beispielsweise geschrieben wird: „Kratzt sich unbewußt während des Lesens und Schreibens", und dann wieder unter b, auf S. 13: „Kratzt sich wiederholt, offenbar wegen eines immer wiederkehrenden Juckreizes".

Zu was für falschen Resultaten man auf Grund des Ermittlungsbogens kommen kann, zeigt uns eine Betrachtung der auf das Schulleben bezüglichen Antworten. Ehe man diese überhaupt verwerten kann, müßte ein genaues Psychogramm des beantwortenden Lehrers vorliegen. Er müßte sich selbst psychologisch kennen und etwa wissen, daß er nervös, empfindlich selbst gegen unvermeidliche Geräusche der Kinder ist, daß er glaubt, mit Strafen erzieherisch wirken zu können, daß er hohe intellektuelle Anforderungen an die Kinder stellt usw., erst dann kann man etwas objektiver werten, wenn geschrieben wird (S. 11): „Betrachtet den Lehrer immer als seinen Feind", „Kommt ungern zur Schule . . .", „Begeht nach der Bestrafung die gleiche Ungezogenheit" usw.

Dann folgen die Mängel im Bau und in den Funktionen des Körpers, 11 Antworten, die sich auf intellektuelle Mängel beziehen, und eine größere Anzahl, die auf Äußerungen des Gefühls- und Willenslebens gehen. In all diesen Abschnitten zeigt sich die gleiche Vorliebe für Unordnung und eine auffällige Bescheidenheit in der Präzisierung der Ausdrücke. Als Beispiele führe ich die letzten Antworten dieses Abschnittes an (S. 15): „Ist in seiner Kleidung sehr liederlich", „Zeigt sich gegen Tiere grausam", „Zeigt Tieren gegenüber eine besondere Liebe", „Fühlt sich unter Mädchen (Jungen) nicht wohl", „Zeigt sexuelle Perversitäten", wobei zu bemerken ist, daß unter den 50 Antworten, die sich auf Äußerungen des Gefühls- und Willenslebens beziehen, diese letzte die einzige ist, die das sexuelle Verhalten des Kindes betrifft.

Im dritten Abschnitt, der Angabe von möglichen Ursachen der Auffälligkeiten, finden wir zunächst wieder einige kleine Entgleisungen formaler Art, daß trotz der Gliederung die Auffälligkeiten körperlicher, intellektueller und emotionaler Art durcheinandergehen, daß manchmal kein Grund für das Verhalten angegeben wird, u. a. m.

Aber abgesehen davon, habe ich grundsätzliche Bedenken gegen die Art und Weise dieses Abschnittes. Man bringt zwei Tatsachen in kausale Verknüpfung, die möglicherweise nichts miteinander zu tun haben. Da man aber nicht alle Begründungen und Ursachen angibt, so wirken die angegebenen Ursachen suggestiv. Die Bearbeiter des Ermittlungsbogens, die im Vorwort annehmen, daß der Lehrer nur mit Schwierigkeit Antworten formulieren kann, müßten konsequenterweise also viel ausführlicher in ihrer Ursachenangabe sein. Man schreibt z. B. (S. 16). „Als sehr schwaches Kind neigt es zu schlechter Haltung." Die schlechte Haltung ist aber durchaus nicht immer in dieser Weise kausal begründet. Die Verfasser des Bogens behaupten das an sich auch nicht, aber in der Art, daß sie nur diese eine Begründung geben, suggerieren sie diese natürlich dem Lehrer. Man kann nicht einmal sagen, daß die angegebene Begründung die hauptsächlichste und am meisten vorkommendste wäre. Haltungsfehler können noch ganz anders begründet sein. Ich füge nach meiner Kenntnis nur an: 1) Haltungsfehler als Sexualverdrängungserscheinung: Mädchen, die sich in der Pubertätszeit der Entwicklung ihrer Brüste schämen. 2) Das Kind dokumentiert damit äußerlich, daß es innerlich von einer schweren Last bedrückt wird. 3) Als Trotzreaktion, weil der gehaßte Vater soldatisch exakte Haltung verlangte. 4) Als Liebesbeweis gegenüber der krumm gehenden Mutter, mit der das Mädchen großes Mitleid hatte und stark an sie gebunden war. Vielleicht ließen sich noch eine Reihe anderer Ursachen angeben, auf jeden Fall bewirkt der Ermittlungsbogen mit einer Ursachenangabe eine Suggestion. Es erwachsen aus dieser Unvollständigkeit direkt erzieherische Nachteile, wenn ein Kind gerade auch etwas sehschwach ist, diese Sehschwäche aber nicht die Ursache für die Haltungsabnormität darstellt und damit etwas unterbleibt, was zur Korrektur des Haltungsfehlers notwendig gewesen wäre. Ebenso eigenartig und einseitig sind andere Begründungen, wie (S. 17): „Spielt andauernd mit den Fingern, weil ihm als sehschwachem Kinde genügend Gesichtseindrücke fehlen".

Wie nachteilig die Unordnung auch in diesem Abschnitte wirkt, zeigt sich, wenn man einmal Parallelfälle sucht. Ich beobachte beispielsweise Putzsucht beim Kinde. Nun muß ich unbedingt den ganzen Bogen durchlesen und finde dann auf S. 16: „Putzt sich, um die Blicke von seinem Körperfehler abzulenken", dann auf S. 17: „Ist putzsüchtig, weil man es sonst wegen seiner Körperschwäche oder Kränklichkeit nicht beachtet." Es ist dagegen eine bessere Gliederung und die Angabe weiterer Begründungen zu fordern, die es dem Lehrer möglich machen, die nach seiner Meinung zutreffende zu wählen. Allerdings hängt das sehr von seinem psychologischen Erkenntnisvermögen ab, und deshalb ist immer wieder die Forderung aufzustellen: Anstatt vieler Frage- und Ermittlungsbogen vor allem erst einmal psychologische Kurse für die Lehrer. Allerdings müßten diese Kurse tiefenpsychologisch, d. h. psychoanalytisch fundiert sein, sonst bliebe die Beobachtung des Lehrers wiederum nur an der Oberfläche haften.

Immerhin zeigt die Ursachenangabe des Ermittlungsbogens, daß dabei die experimentelle Psychologie keine rühmliche Rolle gespielt hat. Man kann doch nicht behaupten, daß aus der experimentellen Psychologie Gedanken stammen, wie die der Kompensierung und Überkompensierung, des sekundären Krankheitsgewinnes u. a. m. Es überraschen Formulierungen in den zusammenfassenden Abschnitten wie folgende (S. 41): „Nicht gestillte Bedürfnisse, nicht abreagierte Erlebnisse bewirken seelische Stauungen . . . Nicht abgelenkte Triebe werden gestärkt, der sexuelle Trieb wird frühreif . . ." Man ist also in der Psychoanalyse bereits bei der Abreaktion angekommen, und es wäre zu hoffen, daß die weiteren Forschungsergebnisse der Psychoanalyse auch noch zu Gesicht der psychologischen Arbeiter des Instituts kommen. Stark ist auch Adlers Individualpsychologie benutzt worden, und daraus ergeben sich auch eine Reihe der Einseitigkeiten, die ich teilweise schon erwähnte. Die allgemeine Überschätzung der Körperauffälligkeiten als letzte ursächliche Momente

stammen aus Adlers Gesichtskreis. Es kommt aber letzten Endes nicht auf diese Organminderwertigkeiten an, sondern darauf, welche Rolle sie psychologisch spielen. Dabei kann es sich ja durchaus um imaginäre Minderwertigkeiten handeln. Nicht das Minderwertigsein, sondern das Minderwertigkeitsgefühl, dem keine Organminderwertigkeit zugrunde zu liegen braucht, ist das Maßgebende. Sonst erscheinen die Formulierungen etwas gezwungen, und wenn man sucht, findet man auch irgendeine Organabnormität, und seien es die angewachsenen Ohrläppchen, die Nasenform usw. (S. 13).

Es folgt dann eine Reihe von Einzelbetrachtungen von verschiedenen Mitarbeitern und verschiedenem Wert. Selbstverständlich finden sich in diesen Beiträgen auch eine Reihe guter und wertvoller Beobachtungen. Im ganzen sind sie aber zumeist eine ungeordnete Registratur von Spezialfällen, eine Stoffsammlung, die mehr verwirrt, als daß sie klärt. Es fehlen vereinheitlichende, gruppierende Momente. Würde man mit psychoanalytischer Hilfe auf tiefere Triebkräfte gehen, so würden sich innerlich berechtigte Gruppierungselemente ergeben, die die ganze Sache übersichtlicher machen.

Wenn ich also zusammenfassend zu dem Zweck der Arbeit Stellung nehme, so läßt sich etwa sagen, es sei nicht gänzlich ausgeschlossen, daß im Einzelfall eine Erziehungsarbeit durch diesen Ermittlungsbogen segensreich beeinflußt wird, aber um anzunehmen, auf diese Art und Weise zu „verfeinerten und tieferen Erkenntnissen auf dem Gebiete der Charakterkunde" zu kommen, bedarf es schon jenes psychologischen Wunderglaubens, der die Änderung von Fragebogen in Antwortbogen als psychologisches Heilmittel anpreist.

Hans Laudel, Leipzig.

DR. OSKAR PFISTER: Was bietet die Psychoanalyse dem Erzieher? Julius Klinkhardt, Leipzig, 158 Seiten.

Pfister geht aus von der immer noch vielfach übersehenen Pflicht eines jeden Erziehers, sich erst einmal überhaupt mit den Grundtatsachen der Psychoanalyse zu beschäftigen, soweit diese mit der Pädagogik unmittelbaren Zusammenhang haben. So kommt er zum Begriffe einer psychoanalytischen Pädagogik, deren Wesen und Aufgabe er in der vorliegenden Schrift zu erläutern versucht. Es sind Vorträge, die Pfister 1917 einem Kreise von Lehrern und Lehrerinnen hielt. Die vorliegende Ausgabe ist 1923 überarbeitet worden. Nicht nur berufsmäßige Erzieher, sondern auch gerade Eltern sollten dieses Buch als erste Einführung in den Gedankenkreis einer psychoanalytisch orientierten Pädagogik lesen. Denn für die Eltern ist es wesentlich leichter als für den überlasteten Lehrer, auf die kleinen Angewohnheiten, Unarten, Tics der Kinder zu achten, wie Pfister es fordert. Und nach der Lektüre dieses Buches wird es ihnen dann auch klar sein, warum diese Kleinigkeiten wichtig sind und wie ihnen begegnet werden kann. Aber auch jedem anderen Nichtmediziner, der ohne spezielles pädagogisches Interesse eine leichtverständliche Einführung in die Psychoanalyse sucht, sei das Buch empfohlen. Die wichtigsten Grundbegriffe sind hier erläutert, und eine kleine Auswahl im Text angeführter Schriften gibt Richtlinien zum Weiterarbeiten.

Lizzi Bonwitt-Hepner

EMIL SAUPE: Einführung in die neuere Psychologie. Handbücher der neueren Erziehungswissenschaft, Band 3, 426 Seiten. Verlag A. W. Zickfeldt, Osterwieck am Harz, 1928.

Das Werk ist ein Sammelwerk mit dessen Vor- und Nachteilen. Die meisten Mitarbeiter sind bekannte Autoren, so daß der Leser weiß, welches Programm hinter den einzelnen Mitarbeitern steht. August Messer-Gießen, Wertheimer-Berlin, Johannsen-Jena, Müller-Freienfels-Berlin, Stern-Hamburg, Giese-Stuttgart, Thurnwald-

Berlin, Utitz-Halle und andere haben kurze Aufschnitte ihrer psychologischen Auffassung geliefert. Der Psychoanalyse werden die meisten dieser Autoren nicht gerecht. Es müßte eigentlich für den Herausgeber selbstverständlich sein, daß er über Psychoanalyse einen Vertreter der Freud schen Schule selbst sprechen ließe, nachdem er in seinem Werk Alfred Adler das Kapitel über Individualpsychologie zugewiesen hat. Den Abschnitt über Psychoanalyse hat Kutzner in Bonn übernommen. Er bemüht sich, die Lehre Freuds sachlich darzustellen, aber trotz seiner (rationalen) Begründung, daß dies im verfügbaren Raum und bei den Voraussetzungen seiner Leser schwer zu lösen sei, liegt die Hauptschwierigkeit in Widerständen des Autors selbst. Er verwahrt sich gegen die Annahme der Analyse en bloc und wünscht nicht, daß die psychoanalytische Behandlung von einzelnen Lehrern gehandhabt wird. Im Literaturverzeichnis, das eine Reihe von wesentlichen Arbeiten über Psychoanalyse enthält, fehlen die Veröffentlichungen von Bernfeld, Anna Freud, Hug-Hellmuth und Zulliger, einzelne andere Titel könnten dafür wegfallen.

Heinrich Meng

JOSEF LÖBEL (Franzensbad): **Haben Sie keine Angst!** Vierzig Kapitel optimistischer Medizin. 240 Seiten. Verlag Grethlein & Co., Leipzig-Zürich 1928.

Man ist allmählich immer kritischer geworden gegenüber volkstümlicher Literatur; die Laien, weil fast alle früheren volkstümlichen medizinischen Bücher ein auffallend niederes Niveau hatten; Ärzte, weil die meisten unter ihnen meinen, je weniger der Nichtarzt von ärztlichen Dingen wüßte, um so besser wäre es. Unsere Leser kennen unseren Standpunkt (Ärztliches Volksbuch; Psychoanalytisches Volksbuch); wir meinen, Medizin sei ebenso darstellbar wie nützlich für den Nichtarzt wie andere Wissenschaften oder Künste, es käme aber auf das Wie an. Löbels Buch ist gut. Es enthält alte und neue Medizin in leicht lesbarer Form. Die Psychoanalyse wird des öfteren behandelt, verhältnismäßig verständig und verantwortungsvoll. Für eine neue Auflage wäre es eine Verbesserung, statt Unterbewußtsein „Unbewußtes" zu sagen, die neuere Anschauung Freuds über Angst zu verwerten oder die alte korrekter darzustellen. Coués Methode ist nur zum Teil eine tiefenpsychologische und letzten Endes kein wesentlicher Fortschritt. Der Verfasser fände in den Arbeiten des Saarbrücker Arztes Staudacher gute Erfahrungen und Bemerkungen zu Coué. Die Verwertung der Versuchsergebnisse des Züricher Privatdozenten Brun über die Sublimierungsfähigkeit im Tierreich und die Anerkennung Freuds als erstem Forscher der Seele ist dem Autor hoch anzurechnen.

Heinrich Meng

Prof. Dr. Ernst Schneider 50 Jahre alt

Ernst Schneider feierte am 17. Oktober in Stuttgart seinen 50. Geburtstag. Die Leser und die Mitarbeiter, der Mitherausgeber und der Verleger wünschen ihm noch viele Jahre, in denen er gesund und arbeitsfreudig seine Kraft in den Dienst der Psychoanalyse stellt.

Heinrich Meng

Herausgeber: Dr. Heinrich Meng und Prof. Dr. Ernst Schneider in Stuttgart

Eigentümer, Verleger und Herausgeber für Österreich: Adolf Josef Storfer, Wien, I., Börsegasse 11 („Verlag der Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik"). — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Paul Federn, Wien, I., Riemergasse 1. — Druck: Elbemühl Papierfabriken und Graphische Industrie A.-G., Wien, III., Rüdengasse 11 (Verantwortlicher Druckereileiter: Karl Wrba, Wien).

PSYCHOANALYTISCHE

SIGM. FREUD: Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie. 6. durchgesehene Auflage. *Pappband M. 3.80.*

Inhalt: I. Die sexuellen Abirrungen. Abweichungen in Bezug auf das Sexualobjekt. Die Inversion. Geschlechtsunreife und Tiere als Sexualobjekte. Abweichungen in Bezug auf das Sexualziel. Anatomische Überschreitungen. Fixierung von vorläufigen Sexualzielen. Perversionen. Der Sexualtrieb bei den Neurotikern. Partialtriebe und erogene Zonen. – II. Die infantile Sexualität. Die sexuelle Latenzperiode der Kindheit und ihre Durchbrechungen. Die masturbatorischen Sexualäußerungen. Die infantile Sexualforschung. Entwicklungsphasen der sexuellen Organisation. — III. Die Umgestaltung der Pubertät. Das Primat der Genitalzonen und die Vorlust. Das Problem der Sexualerregung. Die Libidotheorie. Differenzierung von Mann und Weib. Die Objektfindung. — Zusammenfassung.

Wer die „Abhandlungen" nicht kennt, kennt Freud nicht.
(*Strohmayer* in der *„Monatsschrift für Psychiatrie u. Neurologie"*)

Enthalten die Schlüssel für die meisten Anschauungen Freuds.
(*„Deutsche Med. Wochenschrift"*)

Die „Drei Abhandlungen" tragen die Züge einer klassischen Darstellung an sich und werden auch von den Gegnern der Psychoanalyse mit wissenschaftlichem Genuß und mit Hochachtung gelesen werden . . . Großzügige, konsequent auf erkenntnismäßige Erfassung des Gegenstandes gerichtete Darstellung . . . ungemein feines und sicheres Gefühl für die spezifisch seelischen Probleme auf dem Gebiete der Sexualität . . . saubere logische Arbeit . . knappes vornehmes sprachliches Gewand. (*„Leipziger Lehrerzeitung"*)

Ich wüßte kein Werk anzuführen, das in solcher Kürze so geist- und gedankenreich die wichtigen Sexualprobleme behandelt. Ganz neue Horizonte.
(*Näcke* in *Groß' „Arch. f. Kriminalanthropologie"*)

Es erübrigt sich fast, auf die grundsätzliche Wichtigkeit dieser Schrift hinzuweisen, die in drängter Form den Extrakt der sexualpsychologischen Lehre Freuds enthält.
(*Schneider, Köln*, in der *Monatsschr. f. Kriminalpsychologie*)

SIGM. FREUD: Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens. *Pappband M. 1.—.*

In der ersten Studie beschreibt Freud einen besonderen Typus der Liebesobjektwahl beim Manne. Er zeichnet sich durch merkwürdige Liebesbedingungen aus: die eine ist die des „geschädigten Dritten". Der Betreffende wählt niemals ein Weib zum Liebesobjekt, das noch frei ist, sondern nur ein solches, auf das ein Anderer als Ehegatte, Verlobter, Freund Eigentumsrechte geltend machen kann. Die zweite Bedingung besagt, daß das keusche und unverdächtige Weib niemals den Reiz ausübt, der es zum Liebesobjekt erhebt, sondern nur das sexuell irgendwie anrüchige, an dessen Treue ein Zweifel gestattet ist. Diese Bedingung, die man mit etwas Vergröberung die der „Dirnenliebe" heißen mag, gibt begreiflicherweise reichlich Anlaß zur Betätigung der Eifersucht. Überraschend wirkt auch die Tendenz, „die Geliebte zu retten". Freud versucht die Entstehung dieser Eigenheiten der Objektwahl psychoanalytisch zu erklären. Die zweite Studie („Über die allgemeine Erniedrigung des Liebeslebens") ist besonders auch wegen der allgemein kultur-philosophischen Ausblicke bemerkenswert. („So müßte man sich denn vielleicht mit dem Gedanken befreunden, daß eine Ausgleichung der Ansprüche des Sexualtriebes mit den Anforderungen der Kultur überhaupt nicht möglich ist, daß Verzicht und Leiden sowie in weitester Ferne die Gefahr des Erlöschens des Menschengeschlechtes infolge seiner Kulturentwicklung nicht abgewendet werden können.") Die dritte Studie beleuchtet die Einschätzung der weiblichen Unberührtheit bei den Primitiven und im normalen und neurotischen Liebesleben der Kulturvölker.

SEXUALWISSENSCHAFT

SIGM. FREUD: Studien zur Psychoanalyse der Neurosen.

Ganzleinen M. 10.—.

Die in diesem Band vereinigten 16 einzelnen Monographien repräsentieren zusammen nicht nur ein ansehnliches Stück psychoanalytischer Neurosenlehre, sondern führen insbesondere auch zu allen sexualbiologischen und sexualpsychologischen Verästelungen des Freudschen Systems. Die Studie: „Ein Kind wird geschlagen" behandelt die Entstehung sexueller Perversionen; die Arbeit über „Einen Fall von weiblicher Homosexualität" gehört zu Freuds aufschlußreichsten Krankengeschichten. Unentbehrlich für die Kenntnis der psychoanalytischen Sexualwissenschaft sind die Abhandlungen über „Eifersucht, Paranoia und Homosexualität", über das „Ökonomische Problem des Masochismus" und eine der jüngsten Studien Freuds über „Einige psychische Folgen des anatomischen Geschlechtsunterschieds", in der die abweichende Rolle des Ödipus- und des Kastrationskomplexes beim Manne und bei der Frau festgestellt wird.

S. FERENCZI: Versuch einer Genitaltheorie. *Geheftet M. 4.50.*

Inhalt: Die Amphimixis der Erotismen im Ejakulationsakt. Der Begattungsakt als amphimiktischer Vorgang. Entwicklungsstufen des erotischen Realitätssinnes. Deutung einzelner Vorgänge beim Geschlechtsakte. Die individuelle Genitalfunktion. Phylogenetische Parallele. Zum „thalassalen Regressionszug". Begattung und Befruchtung. Koitus und Schlaf. Bioanalytische Konsequenzen.

Die Genitaltheorie ist ein Werk der schöpferischen Intuition, die der jahrelange Durchgang durch den Filter der Empirie, gewissenhafte Beobachtungen, die stummen, doch mühsamen therapeutischen Beobachtungen der täglichen Behandlungsstunden veredelt haben. Ferenczi ist ein Romantiker unserer Wissenschaft. Seine weitblickenden Ideen, Anregungen und Funde können ihre Herkunft aus den kaum noch eroberten Gebieten des Kosmos nicht verleugnen. Man fühlt, daß der, der dieses Buch geschrieben hat, kein Handwerker ist, sondern jemand, für den Forschung Erlebnis bedeutet, innere Notwendigkeit ist.

(*Alexander* in der „*Internat. Zeitschr. f. Psychoanalyse*")

HELENE DEUTSCH: Psychoanalyse der weiblichen Sexualfunktionen. *Geheftet M. 3.50.*

Inhalt: I. Einleitung. — II. Infantile Sexualität des Weibes. — III. Der Männlichkeitskomplex des Weibes. — IV. Differenzierung von Mann und Weib in der Fortpflanzungsperiode. — V. Psychologie der Pubertät. Die erste Menstruation. Typische Menstruationsbeschwerden. Schwierigkeiten der Pubertät. Typische Pubertätsphantasien. Triebschicksal in der Pubertät. — VI. Der Deflorationsakt. — VII. Psychologie des Sexualaktes. — VIII. Frigidität und Sterilität. — IX. Schwangerschaft und Geburtsakt. — X. Psychologie des Wochenbettes. — XI. Laktation. — XII. Das Klimakterium.

Aus der Einleitung: „. . . Dieses Beobachtungsmaterial soll eine psychologische Orientierung und Ergänzung zu den Kenntnissen jener Vorgänge schaffen, die man zusammenfassend ‚Sexualleben des Weibes' nennt . . . Was bisher zur psychologischen Erkenntnis des Weibes analytisch beigetragen worden ist, wird hier berücksichtigt . . . Es liegt im Zweck dieser Arbeit, das aufzuklären, was der Bewußtseinspsychologie rätselhaft bleiben mußte, weil es ihrer Arbeitsmethode unzugänglich war. Aber auch Tiefenpsychologie ist in der Erkenntnis der Seelenvorgänge beim Weibe einen Schritt gegen die beim Manne zurückgeblieben. Besonders sind es die generativen Vorgänge, denen — obzwar sie den Mittelpunkt im psychischen Leben des geschlechtsreifen Weibes bilden — auch analytisch noch wenig Beachtung geschenkt worden ist. Das Kantsche Wort: ‚Die Frau verrät ihr Geheimnis nicht', behielt auch hier seine Gültigkeit. Sichtlich waren dem Manne die verborgenen Seeleninhalte des Mannes zugänglicher, weil wesensverwandter. . ."

Auszüge aus den Besprechungen über
Reich, Die Funktion des Orgasmus

Dieser außerordentlich wertvollen und inhaltsreichen Arbeit ist es wirklich gelungen, die Freudsche Sexualtheorie und Neurosenlehre, auf die sie sich stützt, an Hand eines beträchtlichen Materials inhaltlich auszugestalten und gedanklich zu vertiefen . . . Der erste Teil des Buches ist den Störungen des Orgasmus gewidmet; hier bringt der Verfasser eine Fülle des Beobachtungsmateriales, die dem Buch weit über die Grenzen der psychoanalytischen Voraussetzungen hinaus seinen klinischen und phänomenologischen Wert verleihen . . . Ein letzter Abschnitt handelt von der sozialen Bedeutung der genitalen Strebungen und zeigt recht eindringlich die für Individuum und Gesellschaft gleich verhängnisvollen Folgen der konventionellen Sexualmoral . . . Dieser Teil der Ausführungen des Werkes von W. Reich zeigt uns, welch eine soziologische Bereicherung und welche reformatorischen Anregungswerte von der Psychoanalyse auszugehen vermögen, wenn diese — bei aller Strenge der Methodik — von einer besonders klaren, warmherzig-verständnisvollen und den Wirklichkeitsproblemen geöffneten geistigen Persönlichkeit angewandt wird. Ich stehe nicht an, in diesem Werke von Reich die wertvollste Gabe zu sehen, die uns die psychoanalytische Forschung seit Freuds „Ich und Es" gegeben hat. Das Werk erfordert vertieftes und ernstes inneres Mitgehen des Lesenden. (*Arthur Kronfeld* im *„Archiv für Frauenkunde"*)

Sehr fesselnde Ausblicke über das einzelpersönliche Problem hinaus . . . Reich an vorzüglichen Beobachtungen und treffenden Urteilen.
(*Max Marcuse* in der *„Zeitschrift f. Sexualwissenschaft"*)

Eine neue Färbung enthält das Buch auch dadurch, daß die Kranken anderen Kreisen entstammen, als die gewohnten Objekte der psychoanalytischen Forschung. (*Bleuler* in der *„Münchn. Med. Wochenschrift"*)

Das Buch enthält eine an sich wertvolle Phänomenologie des Sexualaktes, die in dieser Sorgfalt bisher noch nicht gegeben wurde.
(*Wexberg* im *„Zentralbl. f. Neurologie u. Psychiatrie"*)

Die Ernsthaftigkeit und Gründlichkeit der Arbeit überwindet etwa beim Leser auftretende ablehnende Regungen . . . Auch für den der Psychoanalyse gleichgültig Gegenüberstehenden bieten schon die Krankengeschichten allein eine Fülle von Anregungen. (*C. Rienits* in der *„Dermatolog. Wochenschrift"*)

Ein Schritt weiter in der Grundlegung psychoanalytischer Erkenntnisse . . Zeichnet sich sowohl durch Sachlichkeit, wie durch die Vielseitigkeit seiner Fragestellungen aus. (*Kurt Herz* in *„Jahrbücher d. Erziehungswiss. u. Jugendkunde"*)